Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Zweihundertundzweiundneunzigstes Bändchen.

Lafontaine.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei.")

Zweihundertundzweiundneunzigstes Bändchen.

August Heinrich Lafontaine.

Mit Biographie.

Cca. 18707

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New-York: Hermann J. Meyer.

Biographische Skizze.

August Heinrich Lafontaine,

einer der fruchtbarsten, gewandtesten und seiner Zeit beliebtesten deutschen Romandichter, war der Sohn eines geschickten Malers zu Braunschweig und daselbst am 10. Oktober 1759 geboren. Nachdem er auf den Schulen seiner Vaterstadt und in Schöningen die vorbereitenden Studien vollendet, bezog er die Universität Helmstedt, um sich der Theologie zu widmen. Im Jahre 1786 nahm er eine Hauslehrerstelle in Halle beim General von Thadden an. Als Feldprediger ging er 1792 mit dem preußischen Heere nach der Champagne, kehrte nach dem baseler Frieden nach Halle zurück und privatisirte daselbst, bis er am 21. April 1831 starb. Die philosophische Fakultät zu Halle hatte ihm das Doktordiplom und der König von Preußen ein Kanonikat geschenkt.

Lafontaine hat im Ganzen zu viel und zu schnell geschrieben, als daß seine Leistungen den höchsten künstlerischen Anforderungen genügen könnten. Sein Zweck war, angenehm und rührend

zu unterhalten, und dieſen hat er faſt immer erreicht. Lebhafte, wenn auch nicht gerade reiche Phantaſie, verſtändig entworfene Pläne, leicht gezeichnete, meiſt entſprechende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und redliche Geſinnung, verbunden mit gewandter Darſtellung, zeichnen ſeine früheren Werke, wie „Der Sonderling" (1792), „Heymeran von Flamming" (1795), die „Familiengeſchichten" (1797) u. a. aus. Minder glücklich war er mit ſeinen ſeit 1808 gelieferten Romanen, in denen eine oft bis zum Krampfhaften geſchraubte Sentimentalität und die ſtete Rückkehr gewiſſer Lieblingscharaktere und Situationen die Kritik gegen ihn aufriefen und auch das Publikum allmählig von ihm entfremdeten. Von ſeinen übrigen zahlreichen Romanen ſeyen, als die umfangreichſten und geleſenſten, nur erwähnt: Theodor (1800); Die beiden Bräute (1800). Das Teſtament (1809); Der Hausvater (1810); Amalia Horſt (1810); Tobias Hoppe (1812); Walther (1813); Eugenie (1814); Die Pfarre an der See (1816); Agathe (1817); Reinhold (1818) und Die Geſchwiſter (1819).

Gruner lieferte eine umfaſſende Biographie dieſes Schriftſtellers, unter dem Titel „Lafontaine's Leben und Wirken" (Halle 1838).

Die Versöhnung.

Eine wahre Familienscene.

Der Henker hole die Güte, die Ihr Tugend nennt! rief Herr Brandt, und stieß seinen Stock auf den Boden. Denn könnte Schurkerei und Bosheit mehr Böses stiften, als deine Güte? Nimm mir das nicht übel, lieber Bruder; es ist die Wahrheit. Und mach' mir das Armen-Sünder-Gesicht nicht; denn ich schweige doch nicht. In deiner Tochter Adern fließt mein Blut, oder, wenn das auch nicht, doch Menschenblut; und so darf ich nicht schweigen. O, ich bitte dich, sey still. Ich weiß, was du sagen kannst. Du bist eine herzensgute Seele, kannst deiner Frau nicht durch den Sinn fahren, und ...

„Meine Frau, lieber Bruder" ...

Recht; ist auch gut. Sie gehört nicht zu den besten und nicht zu den schlimmsten ihres Geschlechts. Sie ist gutmüthig, wohlthätig, mitleidig; aber was sie seyn soll, eine gute Mutter, das ist sie nicht. Sie verzärtelt, verschmeichelt Marien, und wird sie verderben.

„Marie ist unser einziges Kind!"

Desto schlimmer! um so weher muß es dir thun, daß dein einziges Kind verdorben wird. Ich weiß, daß du es fühlst. Du hast gewarnt, gerathen, gebeten, geändert; aber nicht gethan, was recht war, deine väterliche Gewalt nicht gebraucht ....

„Aber, lieber Bruder!" ...

Ich weiß, ich weiß, du hast Entschuldigungen. Du hast im Anfange deiner Frau zu viel nachgesehen, als ihre Thorheiten noch keine üblen Folgen haben konnten, als sie noch mit Gelde abzumachen waren. Nun ist deine Frau an dein Stillschweigen zu allem, was sie thut, gewöhnt, und weint, mault, klagt über Tyrannei, wenn du einmal losbrichst. Du hast nicht Stärke genug, deiner Frau das jetzt zu verweigern, worauf sie durch Verjährung ein Recht zu haben glaubt. Allein deine Tochter wird unglücklich, weil du den Muth nicht hast, ein Mann zu seyn; und das ist Unrecht, großes Unrecht.

„Ich thue, was ich kann."

Das ist nicht wahr, lieber Bruder; du könntest mehr. Du arbeitest zwar der Erziehung deiner Frau entgegen; allein du thust dadurch nichts weiter, als daß du Marien am Ende zweideutig machst. Deine Frau stattet Marien mit allen Thorheiten der Pandora aus. Das geht ja in einem fort: „Marie, wie schön bist du! Kind, laß das; es verdirbt die Haut! Man wird dich heute recht beneiden; du hast den ersten Aufsatz à la, und so weiter." Was Wunder, wenn das Mädchen eitel, eigensinnig, voll Launen, und empfindlich wird, den Putz mehr als die Tugend liebt, träge zu aller Arbeit ist, unwissend in allem

Nützlichen, herrisch gegen alle Menschen und gegen ihre Mutter am meisten. Kannst du das leugnen, lieber Bruder?

„Aber kannst du denn darauf schwören, lieber Bruder, daß nicht eins von deinen beiden Kindern mißrathen wird? He, kannst du das?"

Herr Brandt sah seinen Bruder mit gerunzelter Stirne an. — Kam diese Frage aus deinem Herzen, Bruder? ... Es ist grausam, einen Vater daran zu erinnern, daß eins seiner Kinder unglücklich werden kann.

„Siehst du, siehst du? Und bist du nicht jedesmal so grausam, wenn wir uns sehen?"

Das ist ein Anderes. Ich thue, was ich soll und kann. Daß Gott über mir ist, weiß ich; daß Zufälle, daß Versuchungen den Charakter meiner Kinder, trotz der besten Erziehung, verderben können, leider! leider! das weiß ich auch. Aber schlägt mein Kind nicht ein, so kann ich getrost meinen Blick in die Wolken erheben, und, was noch mehr sagen will, getrost meinen Blick auf mein unglückliches Kind werfen; denn ich bin schuldlos. Allein wird Marie unglücklich, wohin kannst du deine Blicke mit getrostem Muthe schlagen? Antworte einmal, liebster Bruder! Wohin? Nicht zum Himmel, nicht auf die Erde! He? hast du verstanden?

„O, lieber Bruder!" sagte der Rath Brandt gerührt.

Hab' ich dein Herz getroffen? Nun, das gebe Gott! ob mir gleich die Augen dabei naß werden; denn ich habe dich lieb, sehr lieb. Aber Wahrheit zuerst, dann Liebe! Du thust Unrecht vor Gott

und Menſchen; du machſt dein eignes Kind unglücklich. Und nun Adieu!

Herr Brandt hatte nicht Unrecht; auch fühlte ſein Bruder das ſehr tief. Er wollte von dieſem Tage an durchgreifen; allein die naſſen Augen ſeiner Frau, und die trüben Blicke ſeiner Tochter brachen ſeinen Vorſatz. So ſchwieg er denn, und ſein Bruder wurde ſeiner Familie immer verhaßter.

Der Bruder war ein ſeltſamer Mann. Seine Freunde nannten ihn das Muſter einer unerſchütterlichen Redlichkeit; ſeine Feinde einen hochmüthigen Narren, dem es Keiner recht machen könne. Er hatte ein Amt gehabt, und es niedergelegt, weil man Mißbräuche nicht abſtellen wollte, die er rügte. Bald bekam er ein anderes, weil ſelbſt ſeine Feinde geſtanden, daß er ſehr brauchbar ſey. Er ſagte dem Präſidenten unangenehme Wahrheiten, wurde gedrückt, und dankte ab. Nun pachtete er, und kam in den beſten Kornjahren nicht zurecht, weil er, als jeder Pächter ſein Korn aufſchüttete, den Armen zu wohlfeilen Preiſen verkaufte. Er zankte ſich mit der halben Welt für unſchuldig Unterdrückte, die ihn nichts angingen; er meldete jede Ungerechtigkeit nach Hofe, und machte ſich nichts als Feinde; er diſputirte in jeder Geſellſchaft mit unerträglichem Ernſte. Wohin er kam, wagte man es nicht, von irgend Jemand zu ſprechen; denn Herr Brandt würde ſogar den Teufel vertheidigt haben, wenn man ihm Unrecht gethan hätte. Niemand hatte die Menſchen ſo lieb, wie Herr Brandt; er hätte ſein letztes Stück Brod mit einem Armen getheilt, und ſein Auge hielt immer eine mitleidige Thräne für jeden Kummer in

Bereitſchaft: und doch wurde Niemand von den Menſchen ſo gehaßt, wie eben Herr Brandt. Er lebte jetzt unabhängig auf dem Lande von einem kleinen Vermögen.

Zu ſeinem Bruder kam er ſelten; und wenn er ja einmal kam, ſo zankte er mit dem ganzen Hauſe: mit ſeinem Bruder, mit der Schwägerin, mit Marien. Der Rath ſchwieg aus Furcht oder aus Gefühl ſeines Unrechts; die Räthin beantwortete ſeine Vorwürfe mit Thränen; und die kleine Marie lief gewöhnlich davon, und ſchalt durch das ganze Haus auf den tollen Oheim, der nichts als zanken könne. So ſehr ihn Marie haßte, ſo war er doch der Einzige, den ſie fürchtete; denn er behandelte ſie immer wie ein Kind, und wie ein verzogenes Kind, mit fürchterlichem Ernſte. Er nannte ſie Du, und befahl ihr ohne Umſtände. Einmal wagte ſie es, doch mit ſtockender, ungewiſſer Stimme, zu fragen: Was haben Sie mir denn zu befehlen?

Das will ich dir ſagen, antwortete er ernſt. Komm her! Komm her, ſag' ich, Marie! — Marie kam. — Sieh, Püppchen, wenn dein Vater heute oder morgen ſtirbt, ſo bin ich dein Vater; und auf den Fall iſt es gut, wenn du gehorchen kannſt. — So verhüte denn Gott, daß ihr Vater ſtirbt! rief die Räthin; und Marie betete dieſen Tag recht andächtig zu Gott, ihren Vater am Leben zu laſſen.

Marie war vierzehn Jahr alt, da ihr Vater wirklich ſtarb. Es ſchien, als ob ihm der Tod ſeine ganze Mannesſtärke zurückgäbe. Er befahl in ſeinem Teſtamente ausdrücklich, daß Marie nach ſeinem Tode zu ſeinem Bruder

solle, um von ihm erzogen zu werden. Auch machte er Marien und sein ganzes großes Vermögen schlechterdings von der Willkür seines Bruders abhängig. Er fügte die Gründe seines Befehls hinzu, und ließ diesen Punkt noch vor seinem Tode von seiner Frau, die zu schwach war, dem Sterbenden etwas abzuschlagen, sogar schriftlich bewilligen.

Vier Wochen nach seinem Tode mußte Marie, trotz ihrem und ihrer Mutter Sperren, zu dem bösen Oheim. Die Wittwe hatte alle Mittel versucht, diesen Punkt des Testaments umzustoßen; aber Herr Brandt drang mit dem größten Eifer auf die Erfüllung des Testamentes, und siegte. Marie mußte abreisen. Die Verzweiflung stieg mit ihr in den Wagen; allein bald schöpfte sie gerade aus ihrer Verzweiflung den Muth, allen Unternehmungen ihres Oheims eine stille Beharrlichkeit entgegen zu setzen.

Der Wagen brachte sie endlich vor ein kleines Häuschen, das am Ende eines Dorfes nicht weit von einem kleinen Birkenwäldchen ganz angenehm lag. Der Onkel empfing sie freundlich genug. „Das ist deine Tante, und das deine Kusine!" sagte er, und zeigte auf seine schon etwas ältliche Frau, und auf seine Tochter, ein junges Mädchen von Mariens Alter, die an der Thüre standen.

Marie trat mit finstern, niedergeschlagenen Blicken aus dem Wagen, und beantwortete den freundlichen Empfang ihrer Tante, und die Liebkosungen ihrer Kusine mit einer stummen Verbeugung, zusammengedrückten Lippen, und

vor sich hin sehenden Augen. Man ging hinein, und Marie setzte sich. Der Abend verfloß leidlich. Um zehn Uhr nahm die Kusine Henriette das Licht. Der Oheim sagte: „Du schläfst bei Jetten, Marie.“ Marie zog sich mit Henriettens Hülfe aus, ging zu Bett, ohne mehr als „ja!“ und „nein!“ auf Henriettens freundliche Fragen zu antworten, und schlief ein.

Am andern Morgen, als Marie erwachte, war Niemand da, der sie ankleiden half. Endlich kam eine Magd. Marie bat sie, ihr zu helfen. Die Magd half, so gut sie es verstand; sie konnte aber nicht damit zurecht kommen. Marie wurde ungeduldig, und die Magd ließ sie stehen. Jene befahl; diese lachte und wollte fort. Marie drohete erbittert, zu schlagen; die Magd wendete sich zu ihr, und sagte ganz kalt: Unterstieh' dich das ja nicht, kleines Mädchen; oder ich habe auch Hände! Der kalte Ton setzte sie in Furcht, und sie fing an vor sich zu weinen. Henriette kam endlich, und erbot sich ihr zu helfen; aber Marie verlangte eine Magd zum Ankleiden, und drohete, nicht eher herunter zu kommen, als bis man ihr eine geschickt hätte. Henriette lächelte, schüttelte den Kopf als ob sie Marien nicht begreifen könnte, und verließ endlich das Zimmer. Niemand kam mehr zu ihr hinauf. Sie hörte endlich unten zu Tische rufen, und glaubte, man würde nach ihr fragen; aber es fragte Niemand. So ging sie denn verdrießlich und gedemüthigt hinunter, und wurde noch verdrießlicher, als Niemand sich um sie bekümmerte.

Nach Tische kündigte der Oheim Marien die

ſehr einfachen Regeln ſeines Hauſes an: Arbeit und Vergnügen. Sie machte mit einem finſtern Blick Einwendungen gegen die Arbeit; allein ihr Oheim meinte, wer nicht arbeite, ſey auch des Vergnügens nicht werth. Er gebrauchte allerlei kleine Liſten, ſie zum Arbeiten zu bewegen; allein ſie war eben ſo fein wie der Alte, und beharrlicher als er: ſie arbeitete nicht. „Hm!“ ſagte er lächelnd, „du biſt liſtiger als ich, Marie! — Aber warum willſt du denn nicht arbeiten?“ — Weil ich es nicht nöthig habe; weil ich reich bin.

Der Oheim runzelte die Stirn. „So fühle die Strafe des Müßigganges!“ Er nahm Marien bei der Hand, und führte ſie auf das beſte Zimmer im Hauſe. „Hier, dieß Zimmer iſt dein, Marie, das beſte im Hauſe, weil du reicher biſt, als wir alle. Sieh, dort iſt der Garten. Geh ſpazieren, wann du willſt; thu', was dir einfällt: du wirſt ſehen, daß der Müßiggang ein Uebel iſt.“

Marie ſetzte ſich, ſobald ſie allein war, mit einer triumphirenden Miene auf den Sofa, der in dem Zimmer ſtand, und betrachtete ſich als Siegerin. Man gab ihr alle ihre Kleider, ihren ganzen Putz, den man ihr Anfangs genommen hatte. Ihr Triumph ſtieg, und der Vormittag verſchwand ihr wie ein Augenblick. Mittags brachte ihr eine Magd das Eſſen: eine Schüſſel mehr als gewöhnlich. Marie aß, ging dann hinunter in den Garten, ſchlich auf ihr Zimmer zurück, beſah ihre Kleider, aß Abends, und legte ſich endlich ermüdet in ein ſehr weiches Bett. Den andern Morgen kam Kaffee, anſtatt

des gewöhnlichen Frühstücks, das aus Milch und Wasser bestand. Marie befürchtete eine List hinter ihrem Glücke; doch nichts weniger. Nur eine Unannehmlichkeit störte ihr Vergnügen. Sie sah Henrietten im Garten, und ging zu ihr hinunter. Aber diese verließ nun den Garten sogleich, und sagte ihr heimlich: Ich darf nicht mit dir umgehen; mein Vater meint, ich könnte mir auch den Müßiggang angewöhnen, und ich bin nicht reich. So verliefen einige Tage. Marie aß gut, und kleidete sich schön, sprach aber Niemanden, weil Jeder ihr, wenn sie ihn anredete, zur Antwort gab: Ich habe zu thun.

Ihr Zustand wurde mit jedem Augenblicke lästiger, und zuletzt unerträglich; sie ging, so fest sie auch entschlossen gewesen war, es nicht zu thun, zu ihrem Oheim hinunter. Er saß und schrieb; seine Tochter stickte. „Was willst du?" fragte der Oheim; „arbeiten? Sonst störst du uns!" Und nun schrieb er fort, ohne weiter auf sie zu achten. Marie schwieg zweifelhaft, setzte sich zu Henrietten, und that leise eine Frage; diese antwortete ihr aber nicht, und zeigte mit Winken auf den Vater.

Sie sah Henrietten bei ihrer Arbeit zu. Henriette bot ihr die Nadel, und flüsterte leise: Thu' nur so, als ob du stickst; dann darf ich hernach mit dir in den Garten. Marie that unter Henriettens Anweisung einige Stiche. Die Mutter kam dazu, und nun blieb Marie eine Stunde lang am Nähtrahm. Sie fand in der Arbeit sogar einen Zeitvertreib, den sie nicht erwartet hatte, und dann in einem kleinen häuslichen Vergnügen, das ihr Oheim ganz natürlich anstellte, eine

Freude, die verdient und daher desto schmackhafter war.

So lehrte nach und nach die lange Weile Marien die Arbeit süß finden; so lernte sie endlich, daß Arbeit eine Pflicht des Menschen ist: und wer hätte die Erfüllung einer Pflicht je nicht belohnend gefunden? Wo sie nur war, im Garten, im Hause, mußte sie mit arbeiten, um an den Vergnügungen der Familie Theil zu nehmen; und gerade diese Vergnügungen heilten sie von ihrer Eitelkeit. Henriette sprang durch Busch und Hecke dahin; Marie wurde durch ihren Flor, ihre Kleidung gehindert, ihr zu folgen, und blieb allein. Wenn sie Henrietten darüber Vorwürfe machte, so antwortete diese: „Warum trägst du die albernen Kleider, die an jedem Zweige hängen bleiben!" Marie verlangte zuletzt von selbst nach eben so einfachen Kleidern, wie Henriette sie trug.

So kehrte die verwöhnte Marie nach und nach zur Natur, zur Arbeit und zur Güte zurück. Ihre Belohnung dafür war die Liebe, die zärtliche Achtung ihrer Anverwandten, und der Unterricht des redlichen, weisen Alten in der Geschichte und der Naturwissenschaft. Zwar stieg von Zeit zu Zeit wohl einmal die Eitelkeit wieder bei ihr empor; allein da sie hier weiter nichts loben hörte, als Güte, Erfüllung der Pflichten, und Vernunft; da Gesundheit höher geachtet wurde als Schönheit, Arbeit höher als Reichthum: so hatte ihre Eitelkeit keine Nahrung mehr. Sie warf wohl einmal den Mund auf, wenn der Oheim ihr und seiner Tochter ein gutes, sittsames, arbeitsames Bauermädchen zum Mus-

ſter empfahl; allein nach und nach fand ſie, daß er doch nicht ſo unrecht hatte, und das Mundaufwerfen unterblieb. Ihrer Mutter, die ſie jetzt einmal beſuchte, ſagte ſie: Ich hätte mir nimmermehr vorgeſtellt, daß man den Onkel ſo lieb haben könnte.

Im achtzehnten Jahre war Marie das liebenswürdigſte Mädchen der ganzen Gegend. Sie hatte von Natur vielen Geiſt und viele Güte, und ihr Eigenſinn wurde unter der Bildung ihres redlichen Oheims die Grundlage eines feſten und ſchönen Charakters. Jetzt war ſie ſein Stolz, der einzige Troſt ſeines Alters. Der Tod hatte ihm Henrietten entriſſen, und ein unglückliches Geſchick ſchien ihm auch die Vaterfreude an ſeinem Sohne rauben zu wollen. Oft, wenn er in tiefen Gram verſenkt da ſaß, trat Marie zu ihm, faßte ſeine Hand, und ſagte mit zärtlicher Stimme: Bin ich nicht Ihre Tochter, lieber Vater? Haben Sie nur Geduld! Ich will Ihnen Henriettens Tugenden und Liebe erſetzen.

„Liebes Mädchen," ſagte der Greis bitter lächelnd, „das iſt mein Gram nicht. Ich habe keine Tochter verloren; denn du biſt ja noch mein!" Und ſogleich verſank er wieder in den Kummer, der auf ſeinem Herzen lag. Er hatte, noch ehe Marie zu ihm kam, ſeinen Sohn auf eine Schule in einer großen Stadt gegeben, und ihn dann mit den freudigſten Hoffnungen auf eine Univerſität gebracht. „Ich muß dich nun erlaſſen, mein Sohn," ſagte der Alte da mit zärtlicher Beſorgniß. „Du kannſt dein Vermögen, deine Freunde, ſelbſt deine Ehre verlieren: denn du

bist ein Mensch; aber, Sohn, ich bitte dich, verliere dich selbst nicht! So lange du dich des Glükkes werth glauben darfst, bist du nicht unglücklich. Darum bitte ich dich: bleib tugendhaft, mein Sohn!" Der Jüngling versprach es dem segnenden Vater mit jugendlichem Muthe; aber er hielt nicht Wort: die unselige Leidenschaft des Spiels beherrschte ihn.

Sein Vater erfuhr es. Er schrieb ihm die zärtlichsten Briefe, zeigte ihm den Abgrund, auf den er zutaumelte, und sagte ihm die Mittel, wie er nach und nach Herr seiner verführerischen Leidenschaft werden könnte. Der Sohn versprach dem Vater, keine Karte, keinen Würfel mehr anzurühren; aber seine Leidenschaft riß ihn dennoch fort. Er spielte heimlich, und machte Schulden. Der Vater wurde bleich, als er den Brief las, der ihm diese Nachricht gab. Er legte ihn still vor sich hin und suchte sich zu fassen, um der Mutter den Schmerz zu ersparen; aber auch diese las den Brief und ihr Auge benetzte sich. „O, Luise, Luise," sagte er tief bewegt zu seiner Gattin, „wir haben sehr Unrecht gethan, eine Thräne um Henrietten zu weinen; sie gehörten alle unserm unglücklichen Sohne. Er spielte, und betrübte mich dadurch; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte. Jetzt spielt er heimlich; nun ist er ein Heuchler, und auf immer verloren. Mein Sohn ein Heuchler! Großer Gott! ein Heuchler! So bist du denn allein von meinen Kindern übrig, Marie!" Er streckte bei diesen Worten die Arme nach ihr aus, und sie sank stillweinend an seine Brust. „Siehst du, Marie!" fuhr der Alte mit einem Tone fort,

in welchem eben so viel Kummer als Freude sprach — „siehst du, wie schon jetzt deine Tugend belohnt wird? Du bist der einzige Trost, die einzige noch übrige Freude eines wahrlich redlichen Mannes. Ohne dich, Marie, hätte ich jetzt keine andere Hoffnung, als das Grab."

Bei diesen Worten fühlte Marie das hohe Glück der Tugend. Fast außer sich, schlang sie ihre Arme um ihren zweiten Vater, und stammelte einzelne Worte ohne Zusammenhang. In diesem Augenblicke durchdrang die Tugend ihr innerstes Wesen. Sie verließ das Zimmer, und ging in großer Bewegung den Garten ein paar Male auf und nieder. Ihre Seele hob sich immer höher in dem Gedanken, die Freude, das Glück eines Menschen zu seyn; sie fühlte den Lohn der Tugend, und wurde eben dadurch muthiger, ihn in noch höherem Grade zu verdienen. In ihrer Seele schwammen Vorsätze, noch nicht ausgebildete Plane, dem redlichen Alten zu vergelten, was er an ihr gethan hatte. So kam sie in eine Laube, und ihr fiel wieder ein, was der Vater kurz vorher sagte: „Er spielte; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte." Diese Worte brachten Licht in ihre Plane. „Eine bessere Leidenschaft, die Liebe zu mir," dachte sie mit leuchtenden Augen, „soll die Leidenschaft des Spiels bei ihm verdrängen! .... Aber wenn er dich unglücklich machte?" fiel ihr dann ein. „Und wenn auch!" — rief sie, stand auf, und legte, wie zum Schwur, die Hand auf ihr Herz: „kann ich ihn auch nicht lieben, ich will ihn dennoch retten!"

Sie ging wieder zu dem Alten hinein, und leitete ihn auf den Gedanken, seinen Sohn zurückkommen zu lassen. „Wird er nicht," sagte sie voll Zutrauen, „hier, in dem Aufenthalte des Glücks, der Unschuld und der Tugend, das elende Spiel vergessen, zu dem ihn vielleicht nur lange Weile hinzog?" Der Vater sann einen Augenblick nach und sagte dann: Ich will das letzte Mittel wagen. Er schrieb seinem Sohne, daß er zurückkommen sollte, und bezahlte seine Schulden.

Man kann leicht denken, wie begierig Marie war, den jungen Mann zu sehen, den sie schon jetzt als ihren Geliebten betrachtete. Endlich kam er. Marie erröthete und zitterte, als er die Thür öffnete. Sie konnte ihr Auge nicht zu ihm erheben, und sah nichts von dem Wiedersehen des Vaters und des Sohnes, so fest sie sich auch vorgenommen hatte, genau darauf zu merken. Nach einigen Minuten ging der Vater hinaus, und Marie folgte ihm. Er faßte sie in seine Arme, ohne ein Wort zu sagen, und schien innig betrübt.

Ich hoffe das Beste, lieber Vater, sagte Marie lächelnd. — „Ich nicht, Kind!" antwortete der Alte still. „Er sah meinen Gram, und suchte blos seine Ausschweifungen zu bemänteln. Das konnte er thun, wenn ich zornig war; aber mein stiller Gram hätte sein Herz zerschmettern müssen, nicht entlarven!..... Laß das, Marie!"

Marie schlich behutsam um Wilhelm her, und nach einigen Tagen wurde ihr Verhältniß mit ihm vertrauter. Er war ein schöner Mann, bis

auf ein paar Züge, die in gewiſſen Stunden ſein Geſicht entſtellten, und die ſein Vater „die Spielnarben“ nannte. Wilhelm wurde heiterer, da ſein Vater ihm gar keine Vorwürfe machte. Marie trug unbemerkt viel zu dieſem beſſeren Verhältniſſe zwiſchen dem Vater und Sohne bei, und ihr Entſchluß, ſich Wilhelms Liebe zu erwerben, wurde immer feſter, je mehr ſie ſah, daß er nicht alles Gefühl verloren hatte.

Eines Tages fragte Wilhelm bei Tiſche, als ob er die Bemerkung erſt jetzt machte: „Vater, wie geht das zu? Sie haben ſich den Wein abgewöhnt, und rechneten ihn doch ſonſt unter die Freuden Ihres Alters!“

Der Vater ſah ihn zärtlich an, und ſagte: Ich habe mir ihn abgewöhnt!

„Ich will nicht hoffen, daß Ihre Geſundheit ....“

Der Vater lächelte. Laß das, Wilhelm; laß das! Ich will es dir ſagen, wenn du einmal recht kindlich an meiner Bruſt liegſt.

Wilhelm ward betreten, ſtand auf, und umarmte ſeinen Vater zärtlich: „Vater, ich liege jetzt voll kindlicher Liebe an Ihrer Bruſt.“

Gut, mein Sohn! Ich muß mir den Wein verſagen, weil ich Schulden zu bezahlen hatte.

Alle Geſichtszüge des Sohnes änderten ſich bei dieſen Worten. Er ließ ſeinen Vater los, ſchlug ſich vor die Stirn, und ging mit wilder Heftigkeit aus dem Zimmer. Alles ſchwieg; die Freude war geſtört. Der Vater malte Buchſtaben auf ſeinen Teller; die Mutter wiſchte eine Thräne aus ihrem Auge. Marie ſtand ſanft weinend auf und

ging in den Garten. Hier hörte sie Wilhelmen schon von Weitem heftig mit sich reden. Er sah sie, und blickte sie wild an. Nicht wahr, sagte er bitter, ich bin ein Elender? Marie ergriff seine Hand. „Beruhigen Sie Sich, Vetter, und sehen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist. Sie waren leichtsinnig, Sie werden es nicht wieder seyn!"

Mein Vater soll Wein trinken, rief Wilhelm jetzt außer sich, und müßte er es für das Handgeld, das ich bekomme.

Marie zog ihn in eine Laube, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen. Er warf sich dann seinem Vater zu Füßen, und der Familienfriede wurde wieder hergestellt. Wilhelm fing nun an zu arbeiten, und erwähnte des Spiels nicht. Seine Mutter und Marie waren zufrieden mit diesen Beweisen seiner Besserung; der Vater aber schüttelte den Kopf und sagte: Ihr kennt diese Leidenschaft nicht! Marie drückte voll guten Muths dem Vater die Hand und erwiederte: „Ich stehe Ihnen dafür, er ist geheilt." Sie verließ sich auf die ersten leisen Spuren einer erwachenden Liebe, die sie in Wilhelms Herzen erregt zu haben glaubte, worin sie sich auch nicht irrte.

Wilhelm sah, daß Marie ein reizendes Mädchen war; und sie mußte auch ein vortreffliches Mädchen seyn, da sein Vater sie liebte. Ihre innige Theilnahme an seinem Verhältnisse mit seinem Vater hatte sie ihm werth gemacht; ihre sanften Bitten, die Vorstellungen, die sie ihm über seine Leidenschaft machte, waren so gutherzig, so schonend und so freundschaftlich, daß sie das Saure jedes Vorwurfs in eine schmeichelhafte Theil-

nahme verwandelten. Sie war die Seele aller häuslichen Freuden, die seine Eltern genossen; ein bittender oder lächelnder Blick, den sie auf seinen Vater warf, brachte diesen aus seiner empfindlichsten Laune zu Scherz und Heiterkeit. Ihr Geist herrschte über den Vater, und der Sohn schmiegte sich desto leichter in die sanften Fesseln, die sie mit vorsichtiger Kunst um seine Seele schlang.

Auch Wilhelm machte sehr bald einen sehr günstigen Eindruck auf Marien. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, erzählte sehr gut, und hatte besonders eine sehr große Feinheit im Umgange, die nur zuweilen noch durch eine seltsame Unruhe gestört wurde. Indeß diese Unruhe verlor sich mit jedem Tage immer mehr; er wurde stäter; die Spielnarben verschwanden; er nahm Theil an den kleinen stillen Freuden des häuslichen Lebens, und theilte mit seinen Verwandten die reine Heiterkeit, die ihr Leben würzte. Die Mutter war voll Freude, ihren Sohn gerettet zu sehen; und selbst der Vater hoffte wieder.

Marie, die den größten Teil an Wilhelms Veränderung hatte, ließ sich ihre Freude darüber am wenigsten merken. Sie entfaltete ihm nach und nach alle Reize ihres Geistes und ihres Herzens; sie brauchte tausend kleine Kunste, sich ihm interessant zu machen, und das Interesse zu erhalten und zu vermehren. Immer zeigte sie ihm noch einen Reiz; immer sah er an ihr noch eine neue Liebenswürdigkeit, die er vorher nicht gekannt hatte. Jeden Tag wurde er von einer Feinheit ihres Geistes, von einem schönen, edlen Zuge ihres Herzens, oder von einer Seite ihres entblossenen Charakters überrascht. So zog sie nach und

nach alle Wünsche und Begierden seines Herzens auf sich. Er liebte sie mit einer unsäglichen Leidenschaft, liebte sie schon längst, ehe noch ein Strahl der Freundschaft für ihn aus ihrem bewachten Herzen hervorgebrochen war. Sie flatterte mit der Fröhlichkeit des jugendlichen Muthes um ihn her; sie nahm nun sogar die Theilnahme zurück, die sie ihm Anfangs gezeigt hatte, und verbarg sie unter einem fröhlichen Leichtsinn, unter einem tändelnden Muthwillen, durch den sie noch reizender wurde.

Die leisen Winke, die sie ihr von seiner Liebe gab, gingen an ihrer Heiterkeit verloren, oder wurden als Scherz und Galanterie aufgenommen. Ihre Heiterkeit machte ihn endlich traurig, ihr Muthwille erregte sein Unmuth, und er schwieg, weil er sich verspottet glaubte. Er wußte nicht, daß Marie ihm ihr Herz gelobt hatte, ehe sie ihn kannte, und daß ihr jetzt, da sie ihn kannte, dies Gelübde gar nicht schwer wurde.

Nach einem heitern Tage, den die Familie mit einander verlebt hatte, ging Marie mit Wilhelm noch des Abends im Garten auf und nieder. Sie sprachen über die Freuden des häuslichen Lebens. Und nun sagen Sie mir, Vetter, fing Marie an, ahneten Sie in dem kleinen häuslichen Kreise so reizende Freuden, als Sie jetzt bei uns zu finden scheinen?

„Nein, ich habe nie eine Zufriedenheit gekannt, welche der an Reinheit ähnlich war."

Aber aufrichtig, finden Sie jetzt Ihren Zustand besser, als den Rausch der Spielgesellschaft?

„O Marie, was soll ich Ihnen sagen! Sie würden mir eine Wüste zu einem Tempel der Freude machen! ... Marie, ich fühle, was ich wage! Und doch muß ich Ihnen endlich gestehen: ich liebe Sie, ich ehre Sie von Herzen; ich ...“

Sie sollen schweigen! Ein Spieler kann nichts lieben, als höchstens Carreau-Dame.

„Sie spotten, Marie, Sie spotten mit dem theuersten Gefühle meiner Seele, und, leider! habe ich es verdient. Aber, Marie, wahrlich, ich bitte nicht um Liebe; nur darum bitte ich, daß Sie Ihr Mitleid einem unglücklichen Menschen nicht versagen, der vor ein paar Jahren sich so groß gefühlt haben würde, sich Ihres Herzens werth zu glauben.“

Pfui, Vetter! die Liebe ist eine Leidenschaft wie das Spiel.

„Aber eine Leidenschaft, welche die tiefste Achtung für Sie immer lebendig erhalten wird.“

Marie brach das Gespräch ab, und ging ein paar Tage mit sich selbst überlegend umher. Sie mußte sich zwingen zu schweigen, wenn sie seine kummervolle Miene sah.

Lieber Vater, sagte sie zu ihrem Oheim: Wilhelm liebt mich; er wird um meine Hand bitten.

Der Alte sah sie bedenklich an. „Liebe Marie, er ist mein Sohn, und in der Vorstellung, daß du sein Weib würdest, liegt der Himmel. Aber du bist meine Tochter. Kind, werde sein Weib nicht; er ist ein Spieler!“

Doch jetzt nicht mehr.

„Weil er dich liebt.“

Er wird mich immer lieben.

„Das wird er; oder er müßte das Herz eines Teufels haben. Allein seine Liebe wird aufhören eine Leidenschaft zu seyn."

Dann wird die Liebe Freundschaft werden.

„Und das Spiel wieder Leidenschaft."

Hören Sie mich an, Vater. Sie nahmen mich auf; Sie bildeten mit mehr als väterlicher Sorgfalt mein Herz und meinen Geist; Sie lehrten mich Tugenden, die mich nie ganz unglücklich werden seyn lassen. Sie selbst sagen, daß es schwer ist, einen Mann zu finden, der ein unschuldiges Mädchen verdiente. Lassen Sie mich einmal stolz seyn! So viel ich Männer kenne, so viel ich von der Welt weiß, haben Sie Recht. Wilhelm hat ein menschliches Herz und Geist; sein jetziges Leben macht unsere Hoffnung von ihm beinahe zur Gewißheit. In den Armen eines gewöhnlichen Weibes könnte er leichter zurückfallen, als in den Armen eines solchen, das er wenigstens achten müßte. Ich werde ihn, wenn er zu retten ist, doch leichter retten, als eine andere. Sie, Vater, retteten mich der Tugend, und ich will es wagen, Wilhelmen durch mein Herz, durch meine Liebe fest an die Tugend zu knüpfen. Lieber Vater, Sie sehen, die Vernunft, die Dankbarkeit, jede Tugend ist auf meiner Seite. Noch mehr: auch das Herz; ich liebe Wilhelmen, wie keinen andern Mann, den ich kenne. Es ist kein Verdienst, wenn ich ihm meine Hand gebe; es ist der Zug meines eigenen Herzens. — Mit diesen Worten warf sich Marie dem Alten in die Arme, und bat um seinen Segen.

„Liebes Kind, wenn er zurückfiele . . . !"

Und wenn auch, er käme doch wieder zu mir!

„Zu einem gewöhnlichen Weibe vielleicht; aber zu dir? ... Er ist gezwungen, dich zu achten. Vergebens würde er Fehler an dir aufsuchen, sich mit dir ins Gleichgewicht zu bringen. Er würde anfangen, dich zu hassen, weil er sich erniedrigt fühlte; und der Bruch mit der Tugend ist unheilbar. Marie, Marie, wenn du mich liebst, so schlag' seine Hand aus! Wage das gefährliche Spiel nicht, bei dem du nur verlieren kannst. Marie, traue mir: bei dir wird ihm das erste Spiel schwerer fallen, als bei einem andern Weibe; allein nur das erste. Er wird fortspielen, weil er dann keine Ehre mehr zu verlieren hat."

Vater, sagte Marie heiter, schon eh' ich ihn sah, war ich entschlossen, sein Weib zu werden, um Ihnen zu danken. Lassen Sie mir meinen Willen. Ich werde nicht unglücklich seyn.

Trauernd ging Wilhelm noch immer umher, und wagte es nicht, Marien mehr von seiner Liebe zu sagen; der Scherz, mit dem sie seine Erklärung beantwortet hatte, nahm ihm den Muth dazu. Auch war es Mariens Plan nicht, sich dem Sturm seiner Leidenschaft zu ergeben; sie wollte Wilhelms Freundin werden. Der Muthwille, mit dem sie ihn behandelt hatte, nahm ab, und an seine Stelle trat eine heitere unbefangene Vertraulichkeit. Dadurch bekam seine sterbende Hoffnung wieder Leben; allein Marie wußte dennoch jeder leidenschaftlichen Wendung eines Gesprächs mit einlenkendem Scherze auszuweichen. Ganze Tage war sie bei ihm, ohne daß seine Hoffnung gerade mehr Le-

ben erhielt. Sie blieb oft und lange mit ihm allein, und schrieb ihm, wenn sie etwa einen oder zwei Tage abwesend war, vertrauliche Billets voll ruhiger Freundschaft; ja, sie sagte ihm oft, daß sie ihn liebte, daß sie den innigsten Theil an seinem Glücke nähme: aber das sagte sie ihm mit einem ruhigen Auge und mit unbefangener Miene. Wollte er dann die Scene ins Tragische überspielen, so wußte sie ihm mit einem so feinen Scherze zu entschlüpfen, daß er gerade dann an ihrer Liebe verzweifelte. Endlich mußte er sich ihr ergeben. Er schwieg von seiner Leidenschaft; und seine Freundschaft für sie wurde mit jedem Tage inniger, vertraulicher, unbefangener und feiner. Jetzt lebte er mit Marien Tage, deren Glück er nur der Liebe zugetrauet hatte.

Doch unbemerkt machte die Natur Mariens Freundschaft zärtlicher und inniger. So fest sie auch sich vorgenommen hatte, ihre Rolle auszuspielen, so war die Liebe dennoch stärker als ihre Kraft. Sie sank, wie tausend und tausend Mädchen, bei einem unbedeutenden Anlaß, gleich einer Romanheldin, unter den süßen Albernheiten einer leidenschaftlichen Scene in Wilhelms Arme, drückte den ersten Kuß der heißen hingebenden Liebe auf seine Lippen, und war, zu seinem und ihrem Erstaunen, eine so zärtlich leidenschaftliche Geliebte, daß sie es mit jedem fünfzehnjährigen Mädchen hätte aufnehmen können.

Eben diese süßen Stunden des gedankenlosen Anschauens; die wonnevollen Seufzer, welche die gepreßte Brust erleichtern und beklemmen; eben die kindischen, entzückungsvollen Spiele-

reien der ersten Liebe; eben die Thorheiten, die den jungen Herzen so weise und so bedeutend scheinen! Kurz, sie liebten einander, wie sich zwei junge Herzen immer lieben; und der Vater that wohl, daß er einen Tag zu ihrer Verbindung bestimmte.

Marie ward Wilhelms Weib, und beide waren unsäglich glücklich. Der Vater hielt dem jungen Herrn noch einmal eine Predigt über das Spiel; allein Marie sowohl als Wilhelm erklärten sie für das unnützeste Ding, das jemals die Lunge in Bewegung gebracht hätte, und selbst der Alte wäre beinahe eben der Meinung geworden.

Kein Verhältniß wurde durch die Heirath geändert. Die Familie blieb in ihrer heitern Einigkeit zusammen, und die Liebe der beiden jungen Leute verschönerte, als die erste poetische Epoche vorüber war, das Leben der beiden Alten. Jede Furcht wurde nach und nach vergessen, und Wilhelm, sonst die Quelle des Kummers, war jetzt die Quelle ihrer Glückseligkeit. Marie wurde in einigen Jahren Mutter von drei liebenswürdigen Kindern; eine neue fruchtbare Quelle von reinen Freuden, die ihnen allen das dauerhafteste Glück versprach. Die Liebe heftete sich auf mehrere Gegenstände; die Freude vervielfältigte sich mit jedem Augenblicke, und das Glück, dessen sie alle genossen, war doch so einfach, daß es nie unschmackhaft werden konnte.

Da starb Mariens Mutter. Mariens Vermögen machte ihres Mannes Gegenwart in der Stadt nöthig, und er ging dahin. Ungern verließ er das geliebte Weib und seine Kinder. Nach

einem Monate kehrte er zurück; aber die Geschäfte waren noch nicht vollendet, und es schien also natürlich, daß er noch einmal in die Stadt mußte. Der Vater, der Lust hatte, über diese zweite Reise den Kopf zu schütteln, schwieg, als Wilhelm Marien bat, ihn zu begleiten. Marie folgte ihm. Er versprach seinem Vater, höchstens einen Monat wegzubleiben; und aus dem Monate wurde ein Jahr. Der Alte besuchte seine Kinder in der Stadt, und ahnete aus Mariens Blicken wohl, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte; doch da er sie heiter sah, so schwieg er, und überließ ihrer Vorsicht das Geschick seines Sohnes.

Am Ende des Jahres erhielt der Alte von Marien folgenden Brief:

„Er ist verloren, Vater! Wilhelm ist verloren, ohne Rettung verloren! Sie wissen, was mein Herz bei diesem Gedanken leidet. Sie schüttelten den Kopf, als Sie uns zum ersten Mal besuchten; und Sie hatten Recht. Das Spiel ist die allerfürchterlichste Leidenschaft.

„Ich muß erst Muth sammeln, Ihnen das Elend anzukündigen, worin wir alle versunken sind. O der Unglückliche! unglücklicher als wir alle!

„Schon bei seiner ersten Anwesenheit in der Stadt hat er wieder gespielt. Unsere zweite Reise war nur ein Vorwand; denn die Geschäfte waren unbedeutend. In den ersten Monaten verbarg er mir seine Leidenschaft zum Spiel. Er kam früh zu Hause; ja, er blieb oft ganze Tage lang bei mir und seinen Kindern. Seine Abwesenheit schob er auf die Geschäfte, die er mir als sehr verwickelt vorzustellen wußte. Aber konnte der Mann mir etwas verbergen, mir, die ich ihn so

genau kannte? Jene unstäte Ruhe, jene seltsame Zerstreuung stellte sich wieder ein. Oft saß er bei mir, und hielt mich in der zärtlichsten Stellung in seinen Armen, ohne an mich zu denken. Er ließ mich ohne Ursache fahren, stand auf, ging im Zimmer umher, sah durch's Fenster, wurde ängstlich, setzte sich zu mir, suchte einen Vorwand, und ging weg.

„Ich that alles, was Vernunft und Liebe mir befahlen. Ich war heiter, und suchte jedes Mittel hervor, in mein Zimmer alle nur mögliche Freuden zu bannen. Vergebens. Er ging oft. Ich bat Gesellschaft, ich spielte selbst. Er schien meine Zärtlichkeit zu empfinden, und machte große Pausen im Spiele. Ich sah die Gewalt, die er sich anthat; die abscheuliche Leidenschaft riß ihn hin, und er blieb öfter weg. Er konnte meinen Blick nicht mehr aushalten; meine Zärtlichkeit schien ihm eine Last zu seyn. Ich nahm mich jetzt sehr in Acht, ihm auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen, ihn auch nur mit einer zweideutigen Miene zu beschämen; ja, ich hütete mich sogar, ihm kein Uebermaß von Zärtlichkeit zu zeigen, weil er das leicht für Falschheit oder Triumph hätte halten können. Ich blieb mir gleich, und suchte dabei alle Mittel auf, ihn zu zerstreuen. Er schien oft beschämt, oft gerührt über meine Liebe; mit blutendem Herzen machte ich die Bemerkung, daß er es lieber sah, wenn ich kalt gegen ihn war. Er blieb oft Nächte aus, und ein seltsamer Vorwand mußte das entschuldigen. Nach einem solchen Tage verdoppelte er seine Liebkosungen. Noch immer, mein Vater, hoffte ich ihn durch meine Liebe

und durch ſeine Kinder zurückzuführen; aber vergebens! ſeine Leidenſchaft ſtieg von Tage zu Tage.

„Habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen? Ich weiß es nicht. — Lange gab ich ihn nicht ganz verloren; denn noch immer ſchämte er ſich der Leidenſchaft, und wollte wenigſtens ſcheinbar meine Liebe verdienen. Allein, jetzt, jetzt — muß ich ihn verloren geben, weil er mich nicht mehr liebt, weil er ſeine Kinder nicht mehr liebt, weil er uns alle — mehr als haßt; weil er uns erniedrigen will.

„Gleich im Anfange unſers Hierſeyns, beſuchte der Herr von Lindau, ein Offizier der hieſigen Garniſon, meinen Mann. Er wiederholte ſeine Beſuche, und zeichnete mich immer durch große Artigkeit, durch eine beſtimmte Achtung aus. Ich ſah das nicht, oder achtete nicht darauf, bis Wilhelm ſcherzend mich darauf aufmerkſam machte. Jetzt bemerkte ich es erſt. Sie können leicht denken, daß ich mein Betragen gegen den Mann durchaus nicht änderte, ſondern ſchlechterdings gleich, kalt und höflich, blieb. So ging das fort. Der Herr von Lindau iſt ein ſchöner, ein ſehr gebildeter Mann, und, wie ich glaube, wie Wilhelm ſelbſt glaubt, ein ſehr edler Menſch. Sein Betragen gegen mich iſt ausgezeichnet artig, aber weiter auch nichts; er erlaubt ſich nicht einmal die allererlaubteſte Vertraulichkeit. Ich höre von Ihrem Gemahl, ſagte er eines Tages in meines Mannes Gegenwart zu mir, daß Sie länger hier bleiben werden, als ich Anfangs dachte: darf ich einem Mädchen, das ich über alles liebe, und das mir bald alles auf der Welt ſeyn wird, wovon ich Glück hoffe, Ihre Be-

kanntschaft geben? Ich wünsche es, weil ich meiner künftigen Frau gern eine Freundin verschaffen möchte, von der sie lernen kann, daß Weisheit, Tugend und Genuß des Lebens wohl mit einander verträglich sind.

„Ich sage etwas Verbindliches dazu, und damit gut. Lindau bringt mir seine Braut, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, an dem er mit allem Feuer der Leidenschaft hängt. Wir sehen uns öfter; ich schließe mich an das Mädchen; ich liebe sie; mein Mann liebt sie. Es war natürlich, daß im Anfange dieser Bekanntschaft der Bräutigam des Mädchens oft mitkam, doch meinem Manne noch nicht oft genug. Allein bald kam er seltner, weil er meinen Mann öfters nicht fand.

„Sehen Sie, mein theurer Vater, das war gleich Anfangs, und dann wurde der Sache nicht weiter gedacht.

„Das Mädchen war meine Freundin. Der Bräutigam zog sich nun fast ganz von uns zurück, und ich sah ihn seltner als andre Männer von unserer Bekanntschaft. Die Leidenschaft des Spiels wurde um diese Zeit bei Wilhelm zügellos. Der Bräutigam meiner Freundin ließ im Vorübergehen gegen mich ein Paar Worte von einem großen Verluste fallen, den mein Mann im Spiel erlitten habe. Diese wenigen mit einer bedenklichen Miene ausgesprochenen Worte machten mich ängstlich. Mit einer gewiß sanften, vorwurfslosen Zärtlichkeit sagte ich zu Wilhelm: Du spielst, lieber Mann; ich fühle selbst, daß das Spiel anziehender ist, als ich dachte. Allein ihr Männer spielt wohl zu-

weilen hoch? Spiele, lieber Wilhelm; nur vergiß nicht, daß du Kinder hast! Er fiel mir ängstlich um den Hals, ohne ein Wort zu antworten. Das machte mich noch ängstlicher, und mir entfuhr ein Ton des Weinens. Der Zwang, den ich mir anthat, ihm das in einem scherzenden Ton zu sagen, kostete meinem Herzen viel, zu viel. Wahrscheinlich gingen wir Beide muthlos auseinander.

„Einige Tage nachher waren wir in Gesellschaft. Mein Mann spielte, spielte hoch, und verlor. Ich stellte mich hinter seinen Stuhl, und sah ihm mit gepreßtem Herzen zu. Meine Gegenwart mochte ihn irre machen; er verlor beträchtlich. Ich ging innig betrübt das Zimmer hinab. In der Thüre trifft mich der Herr von Lindau, hält mich auf, spricht mit mir von seiner Braut, und ist, wie gewöhnlich, über diesen Punkt unerschöpflich. Ich bin durch meinen Kummer völlig zerstreut, weiß kaum, was ich antworte, lobe seine Braut, und sage ihm, daß ich sie liebe. Er küßt mir dafür die Hand. Ich sah mich bei diesem Gespräch oft nach meinem Mann um, und auch er blickte von Zeit zu Zeit nach mir, wobei er immer fortspielte. Wir fuhren endlich nach Hause. — Hast du verloren? Du saßest im Unglück, sagte ich. Eine Kleinigkeit, antwortete er, und seine Liebkosungen verdoppelten sich, wie gewöhnlich. Einige Tage blieb er nun zu Hause. Wir sind allein; er ist zärtlich, freundlich, und spielt mit unsern Kleinen; er bittet mich, keine Gesellschaft einzuladen, wie ich seit einiger Zeit schon gewohnt war. Stunden des Entzückens für mich! Ach, es waren die letzten!

„Vor vier Tagen geht er gegen Abend aus. Kommst du zum Essen zurück? frage ich. Er antwortet: Ja; und verläßt mich unter den zärtlichsten Liebkosungen, und unter freiwilligen, feierlichen Versicherungen, daß er nie wieder spielen wolle. Ich warte auf ihn mit einer leichten Brust voll stiller Fröhlichkeit. Er bleibt den Abend weg, bleibt die Nacht weg, und kommt auch den folgenden Morgen noch nicht. Endlich schickt er mir ein Billet und läßt Geld holen. Ich schreibe ihm ein Paar Worte, mit der zärtlichsten Bitte, zurückzukommen, aber er kommt nicht. Meine Angst stieg mit jedem Glockenschlage,

„Er blieb auch die Nacht weg. Endlich kam er am andern Morgen, ein Bild der nächtlichen Ausschweifung. Ich erschrak, als ich ihn sah; doch reichte ich ihm die Hand, so freundlich ich es vermochte. Er konnte mich nicht anblicken, sondern sah im Zimmer umher, und sagte etwas, das einem Scherze über sich selbst ähnlich sehen sollte. Wilhelm, erwiederte ich, doch wohl etwas bitter: Du scherzest mit meinem Elende!

„Er stand auf, und sagte mit einem zweideutigen Lächeln: Wir wollen mit einander aufheben, Marie; ich spiele, und du — brauchst deine Zeit auch nicht übel. Ich verstand ihn nicht. Ja, bei Gott! nicht übel, sagte ich gelassen: das bezeugen meine Thränen. — Die denn doch zuweilen ein Lächeln abtrocknet, erwiederte er, ohne mich anzusehen. Was für ein Lächeln? Hm! Der schöne Lindau küßt dir die Hände, während ich spiele.

„Ich sprang auf. Meine erste Empfindung war durchaus bitter. Ich sah ihn an, sah ihn scharf an; er hielt den Blick seitwärts. Eben

ſtreckte mein älteſter Junge die Hände nach mir aus. Ich nahm den Knaben auf meinen Arm. Die Bitterkeit, die in meinem Herzen lag, löſte ſich in das tiefe Gefühl meines Elendes auf. Ich ſchloß das Kind mit Heftigkeit an meine Bruſt, und benetzte es mit meinen Thränen.

„So ſtanden wir ungefähr fünf Minuten. Ich habe den Mann in acht Tagen nicht geſehen, ſagte ich endlich, mit einer Art von Triumph. — Aber doch küßte er dir vor acht Tagen in meiner Gegenwart die Hände. — Das iſt dein Verdacht? rief ich mit einem mitleidigen Blicke: wie tief biſt du geſunken, daß du einen ſo elenden Vorwand nehmen mußt, deine Ausſchweifungen zu entſchuldigen! Er ſtand da, und zwang ſich zum Lächeln. Ich hob den Knaben in die Höhe, und ſagte mit Heftigkeit: Wir haben ihn verloren!

„O mein Vater, was habe ich ſeit geſtern gelitten! wie leid' ich bei dem Gedanken, ihn ſo ganz verloren zu haben! Er hat keinen Verdacht auf mich; denn er war den Abend, da er Lindau meine Hand küſſen ſah, zärtlicher als je. Denken Sie, wie tief er gefallen iſt, daß er meine Schande wünſcht, um ſich gegen mich meſſen zu können! Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen; denn er iſt auch dieſe Nacht nicht zu Hauſe geweſen. Ich bin zerrüttet, ich kann nichts mehr denken; aber ich bin feſt entſchloſſen, Ihrem Rathe zu folgen, was er mir auch befehlen mag. Vater, ich werde Ihnen gehorchen; doch, ehe Sie mein Schickſal entſcheiden, bedenken Sie, daß ich ihn liebe, daß er der Vater meiner Kinder, daß er mein Mann, daß er Ihr Sohn iſt."

Der unglückliche Vater las dieſen Brief mit

Zittern. Er eilte in die Stadt, und fand Marien, seine unglückliche Marie, trostlos zwischen ihren Kindern. Es war der zweite Tag nach der erzählten Begebenheit, und sie hatte ihren Mann noch nicht wieder gesehen. Kalt, aber doch mit Kummer im Gesichte, fragte der Alte Marien: „Du bist entschlossen, mir zu gehorchen, Marie?" Sie seufzte auf seiner Schulter: Ja! — „Ich liebe entschlossene Menschen. Bleib so, Marie! Wir können unglücklich werden; aber es ist Trost, das Unglück nicht verdient zu haben."

Jetzt ging der Alte, und sicherte Mariens Vermögen, wozu einige Stunden hinreichend waren. Er fand alles in gehöriger Ordnung, da der Unglückliche das Vermögen seiner Frau noch nicht unmittelbar angegriffen hatte. Als dieses Geschäft abgemacht war, erkundigte er sich nach seinem Sohne. Er ging nach dem Kaffeehause, wo dieser spielte, trat unbemerkt in das Zimmer, stellte sich hinter ihn, sah ihm unbemerkt eine Zeit lang zu, und klopfte ihm dann leise auf die Schulter. Der Unglückliche sah sich um, erkannte seinen Vater, erblaßte, verstummte. Sein Vater führte ihn beinahe wie eine Maschine in ein Nebenzimmer, sah ihn starr an, und sagte langsam: Ich wollte dich noch einmal sehen, ehe du verzweifelst. Mein Sohn, versprich mir, daß du kein Selbstmörder seyn willst. Antworte: Ja, und halte Wort!

Ja, rief der Unglückliche, und wollte sich seinem Vater zu Füßen werfen; dieser schloß ihn aber schweigend an seine Brust, und verließ den Saal. Wilhelm warf sich in einen Stuhl, und wollte schon jetzt verzweifeln.

Der Alte kam ruhig wieder zu Marien, reichte ihr die Hand, trieb die Kleinen vor sich her, und führte sie an den Wagen, der schon vor dem Hause hielt. „Muß ich, mein Vater?“ fragte Marie, bleich wie ein Schatten. — Du mußt! antwortete der Alte; denn er ist dein Mann und mein Sohn. Wir sind ihm auch den letzten Versuch schuldig. Sie stiegen ein, und kamen den andern Tag nach dem Dorfe des Vaters, dem ehemaligen Aufenthalte von Mariens Freuden.

Eine Stunde nach ihrer Abreise kam Wilhelm zu Hause, und stürzte in sein Zimmer. Hier saß er, und überlegte, wie er sich seiner Frau und seinem Vater zeigen wollte; denn er war jetzt weniger als je entschlossen, das Spiel aufzugeben: er hatte große Summen verloren; die mußte er wieder gewinnen. Endlich schlich er in das Zimmer seiner Frau, und fand es leer. Er klingelte, und ein Bedienter sagte ihm, daß seine Frau mit seinem Vater und seinen Kindern abgereis't wäre. Er hörte diese Nachricht mit einer Art von Ruhe an. Zwar nagte an seinem Herzen das schmerzliche Gefühl seiner Schuld, seines Verbrechens gegen die guten Menschen, die er unglücklich machte; zwar legte er die Hand auf die Brust, und sagte in diesem Gefühle: Ich bin unglücklicher als du, Marie! aber doch sah er es gern, daß sie abgereis't waren. „So oder so!“ rief er bitter lächelnd; „hier kann ich nicht stehen bleiben, oder ich bin verloren. O mein Vater! noch einmal muß ich spielen, um mich zu retten, oder mich ganz zu stürzen; und dann . . . ! — Und dann?“ wiederholte er langsam und nachdenkend. Er legte die Hand an die Stirn, und

gelobte seinem Vater zum zweiten Mal, auch im tiefsten Elende nicht Hand an sich selbst zu legen.

Er spielte auf's Neue, mit wechselndem Glücke. Nach acht Tagen erhielt er folgenden Brief von seinem Vater: „Mein Sohn, dein Vater ist ein Bettler; allein das ist mein Unglück nicht: denn ich bin es mit Ehren geworden. Ich lege dir einige Briefe bei, aus denen du sehen kannst, wie ich es geworden bin. Mein Weib und meine Tochter, die mein Geschick mit mir getheilt, und die es mir erheitert haben würden, sind nicht mehr; und der Sohn, für den ich arbeitete, sorgte, wachte, und gern litt, verschwelgt in der allersinnlosesten Thorheit sein Vermögen, und hat nicht so viel Menschlichkeit, seinem Vater betteln zu helfen. — Gedenke deines Versprechens, mein Sohn, und beich nicht durch die schrecklichste That eines ganz Verzweifelten das Vaterherz, das dich noch immer liebt."

Dieser Brief erschütterte den unsinnigen Spieler. Er las die beigelegten Briefe. Der alte Brandt hatte sich mit seinem Vermögen zum Bürgen für einen seiner Freunde gemacht, den man drückte. Unglück oder Bosheit — er wurde das Opfer seines Zutrauens, und verlor sein ganzes Vermögen. Sein kleines Gut wurde angeschlagen, und er sah sich nach einem andern Aufenthalte um. Wilhelm versank in Verzweiflung; allein zu spät. Er war jetzt ganz verloren; das Unglück folgte ihm Schritt für Schritt. Man hatte ihm, weil man auf das Vermögen seiner Frau rechnete, große Summen auf Wechsel geliehen; und diese wa-

ren fällig. Mit einer unerklärlichen Kälte sagte er seinen Gläubigern: „Hier bin ich! nehmt mich! ich bin verloren!“ Man schlug ihm vor, man bat ihn, sich an seine Frau zu wenden; er weigerte sich hartnäckig. Einer der Hauptgläubiger wendete sich an Marien selbst; sie eilte in die Stadt, und bezahlte ihres Mannes Wechsels, die den größten Theil ihres Vermögens kosteten. Wilhelm war verschwunden, und man suchte ihn vergebens auf.

Marie kehrte traurig zu ihren Kindern und dem alten Vater zurück. Der Greis, der längst zum Leiden abgehärtet war, bewunderte die Standhaftigkeit, mit der Marie alle Schläge des Schicksals ertrug. Nur die Ungewißheit, in der sie über ihres Mannes Schicksal schwebte, erregte ihr Kummer. Ruhig hörte sie die Nachricht an, daß sie arbeiten müsse, wenn sie leben wolle. „Gut,“ sagte sie lächelnd; „ich danke Ihnen, lieber Vater, daß sie mich arbeiten lehrten. Wollte Gott, ich könnte, ich dürfte für meinen unglücklichen Mann arbeiten!“

Sie zogen auf ein kleines Dorf, und lebten da in einer stillen, ruhigen Einsamkeit von dem Gewinn einer kleinen Landhaushaltung und dem kleinen Reste von Mariens Vermögen. Der Spott, mit dem die Welt eine unglückliche Familie in das Dunkel, wohin sie sich verbirgt, gewöhnlich begleitet, verwandelte sich diesmal nach einiger Zeit sogar in Achtung. Die Tugend erwarb der unglücklichen edlen Frau einige Vorschläge zu einem bessern Fortkommen in der Welt, die mehr bewiesen, daß man die demüthige, wahre Tugend ehrt, als daß

man der unglücklichen zu helfen versteht. Marie lehnte alle diese Vorschläge ab, weil sie sich von ihren Kindern und von ihrem Vater trennen sollte; so war sie denn mit ihrer Familie nach einigen Monaten vergessen: das Beste, was die Welt für den Unglücklichen thut.

Die Zeit milderte endlich auch den Gram um den unglücklichen Wilhelm, und Ruhe und Zufriedenheit schlugen wieder ihren Wohnplatz unter dieser Familie auf. Es war ein reizender Anblick, wenn der Greis mit den drei Kindern unter dem Schatten eines Obstbaumes saß, und sie unterrichtete. Die Augen der Kinder waren bald auf die Lippen des Greises gerichtet, der ihnen lehrreiche Geschichtchen erzählte, bald auf die Arbeiten, mit denen sie einen Theil ihres Unterhalts verdienten. Neben ihnen saß Marie. Auf ihrem schönen Gesichte wohnte die Würde eines segnenden Engels, und zugleich seine himmlische Freude. Thränen schwammen oft in ihren Augen, wenn sie ihre Kinder betrachtete, wie sie sich voll Vertrauen, voll Liebe, voll Einigkeit um den ehrwürdigen Alten her sammelten. — Jetzt, sagte der Greis dann zuweilen, jetzt, da ich arm, vergessen, unbekannt, ein Greis, nur einen Schritt vom Grabe bin, jetzt weiß ich erst, was Menschlichkeit heißt. — „Was fehlt uns, als allein Wilhelm?" setzte dann Marie lächelnd hinzu.

Der unglückliche Wilhelm war aus der Stadt entflohen, sobald er hörte, daß seine Gattin angekommen wäre. Er hatte nicht den Muth, ihr, die durch ihn unglücklich und, wie er bei der Kenntniß ihres Charakters im Voraus wissen konnte, auch arm geworden war, unter die Augen

zu treten. Eine kleine Summe Geldes, die er bei sich hatte, brachte ihn bis an die Grenze von Rußland. Hier nahm er Kriegsdienste, um entweder wohlhabend zu werden, oder den Tod zu finden. Seine großen Kenntnisse in der Mathematik, sein Geist, sein Verhalten und seine verzweiflungsvolle Tapferkeit in dem Kriege gegen die Türken zeichneten ihn bald aus, und hoben ihn hier, wo man ohnehin den Ausländer liebt, von Posten zu Posten sehr bald zu der Stelle eines Hauptmanns.

So sparsam hat nie ein Mensch gelebt als Wilhelm, und nie war er wieder zu einem Spiele zu bringen, da sein Unglück ihn gegen jede Versuchung gestählt hatte. Er sammelte von Beute und Ersparung bald ein kleines Vermögen, und nutzte jede Gelegenheit, besonders durch Handel, sein kleines Kapital zu vermehren. So war er nach acht Jahren wenigstens ein wohlhabender Mann geworden. Jetzt nahm er Urlaub, und eilte nach Deutschland.

Er kam auf dem Dorfe an, wo Marie wohnte. Seine Uniform, die braune Farbe des Kriegers, und eine Narbe von einem türkischen Säbelhiebe sicherten ihn gegen alles Erkennen. Er hörte von seiner Gattin, seinem Vater, seinen Kindern sprechen, und hatte Mühe, seine Thränen zu verbergen. An einem schönen Sommerabende schlich er sich mit pochendem Herzen der Hütte näher, wo seine Geliebten wohnten. Da er Niemanden sah, so ging er an einen Baumgarten, der zu der Hütte gehörte, und mit einer hohen Fliederhecke

umgeben war. Im Garten wurde gesprochen, und die Stimme drang durch seine Seele; es war die Stimme seines Vaters.

Er bog die Zweige aus einander, die ihm seine Lieben verdeckten. Ach! da sah er seine Marie, jetzt dreißig Jahre alt, und reizender als jemals; seinen Vater, fröhlich und heiter, durch die Heiterkeit gleichsam verjüngt; zwei Knaben und ein Mädchen, schön und heiter wie Engel. Seine Hände waren zu kraftlos, die Zweige länger als einige Augenblicke zu halten; er ließ sie fahren, und irgt zitternd zurück.

Nun streckte er die Arme nach der Hecke aus, die ihm seine Marie verbarg; und Thränen strömten über seine Wangen. „O, ich Unglücklicher!" sagte er leise vor sich, und ging kummervoll abwärts: „wie glücklich sind sie wieder, nun ich entfernt bin! Ich bin wie eine tödtende Pest!" Er warf sich unter einen Weidenbaum an einem Graben, und verging fast in Wehmuth. Nach und nach ermannte er sich wieder. Er schlich zum zweiten Mal wie ein Verbrecher an die Hecke, und sah in den Garten. Der Anblick durchbohrte sein Herz. Da saß die Mutter, seine Marie; vor ihr, auf einem Stühlchen, seine Tochter, mit einer Nähterei in den kleinen Händen, die sie von Zeit zu Zeit der Mutter zärtlich liebkosend zeigte. Die Mutter beugte sich immer mit einem Blicke voll Liebe zu dem Kinde nieder, und vergalt die kindische Liebkosung mit zehn andern.

Nun will ich euch ein andres Exempel geben,

sagte der Vater zu seinen beiden Enkeln: rechnet einmal aus, wenn Einer dreißigmal quitte à double spielte, und verlöre, und finge von einem Pfennig an, wie viel Geld er dann bezahlen müßte. Die Aufgabe zerschmetterte Wilhelms ganze Seele. O Gott, sagte er, wie werde ich bestraft! Er ging noch einmal zurück. Das Geschrei seiner Söhne: „Ich hab' es, Großvater! ich hab' es!" zog ihn aufs Neue an die Hecke. Der Großvater verglich die Summe, und fragte: „Ist das Alles, was der Spieler verliert?" — Die beiden Knaben sahen ihn aufmerksam an. — „Wenn der Mann nun noch Eltern, eine Frau, einen Haufen Kinder hat: was verliert er dann noch mehr?" — Die beiden Knaben schwiegen. — „Kommt, ich will euch sagen, was ein Spieler verliert." Und jetzt machte er den beiden Knaben eine so schauderhafte Beschreibung von einem Spieler, und zeichnete das Elend, in das er sich selber stürzt, mit solcher Wahrheit und Lebendigkeit, daß beide Knaben ängstlich angelobten, nie in ihrem Leben zu spielen. Wilhelm schlug beide Hände vor die Augen, und flog mit wilden Schritten durch das Feld. Die Stimme seines Vaters schien, mit Fluch beladen, ihn zu verfolgen.

Und hab' ich es nicht verdient? sagte er endlich, und blieb stehen. Niedergeschlagen ging er in das Wirthshaus zurück, wo er abgestiegen war. Bis jetzt dachte er seine Absicht selbst noch nicht deutlich, und tausend Ideen, tausend Wünsche flogen durch seinen Kopf. Er war kein Spieler mehr, und verdiente also Vergebung; er liebte Marien, er verlangte nach seinen Kindern. Auf der Reise hatte er hun-

dert verschiedene Vorstellungen von dem Zustande, worin er seine Familie antreffen würde: Extreme, die seine Phantasie aus Eigenliebe, aus seinen Wünschen, aus seiner Liebe zu Marien, aus seinem Verlangen nach seinen Kindern zusammengesetzt hatte. Immer dachte er sich nur die beiden Extreme, die doch wenigstens tröstend für seine Phantasie waren. Er glaubte Marien und seine Kinder entweder in Ueberfluß, oder unter der Last einer unerträglichen Armuth zu finden. Lebte Marie in Ueberfluß, so hatte er weniger verschuldet; lebte sie in Elend, so rettete er sie ja jetzt durch die Summe Geldes, die er mitbrachte, und kam überdies gebessert, mit einem Herz voll Liebe zurück. So sah er denn mit freudigem Verlangen dem Augenblicke entgegen, der ihn wieder mit Marien vereinigen sollte.

Wie verschieden aber von seinen Vorstellungen war Mariens Zustand? Marie war arm und glücklich: arm durch seine Schuld; glücklich ohne seine Hülfe. Sie hatte sich sehr einfach, aber reinlich gekleidet; so auch seine Kinder und sein Vater. Ihr äußerer Zustand war arm, sehr arm; ihr Glück, ihre Zufriedenheit lag in ihren Herzen, in ihren Tugenden. Alles, was er von seinem Wirth über diese Familie reden hörte, bewies, daß sie sehr zufrieden mit ihrem Zustande lebte. Er brachte, wie er sich selbst gestehen mußte, diesen glücklichen Menschen nichts als Kummer und Thränen, anstatt des Glückes, das er ihnen zu bringen gehofft, und worauf seine Phantasie alle seine reizenden Hoffnungen gebauet hatte. Er konnte es sich nicht verbergen, daß die Furcht vor seiner Leidenschaft ihre Zufriedenheit schlechter-

dings, wenigstens für die erste Zeit, auf's Neue stören müsse.

Diese Betrachtungen, die sich ihm aufdrangen, führten ihn zum Nachdenken über das, was er eigentlich wollte. Soll ich, rief er mit gen Himmel geschlagenen Augen, soll ich das Glück dieser Zufriedenen noch einmal durch meine Gegenwart stören? das Glück, das ihnen ihre Tugend, ihre Einigkeit, die Reinheit ihrer Seelen, ihr gutes Gewissen ertheilt hat? Sie leben in einander, mein Vater in Marien, Marie in meinem Vater, beide in meinen Kindern, und alle durch ihre Unschuld. Soll ich diese Einigkeit vernichten? Marie würde meinen Vater mehr lieben als mich, oder mich mehr als meinen Vater; ich würde meinen Vater beneiden müssen, oder er mich. Ihr häusliches Glück ist auf die Gewißheit ihrer Tugenden gebauet; ich würde durch das Mißtrauen, das ich erregte, das Gebäude zerstören. O, bei Gott! ich bin so unglücklich, daß ich nichts als Unglückliche, keinen Glücklichen machen kann. Ich würde nur die Einigkeit trennen, durch die sie so glücklich sind.

Das waren die Gedanken, mit denen Wilhelm sich selbst marterte. Er vergaß, wie glücklich Marie sowohl, als sein Vater durch die Vorstellung werden mußten, ihn gerettet zu sehen, er wußte nicht, daß sein Vater oft um Mitternacht von einem schweren Traum, in welchem er seinen Sohn arm und elend umherirren sah, erwachte, seufzte, betete, und daß Marie in eben dem Augenblick ihre ganze Zufriedenheit gern um einen Kuß von seinen Lippen vertauscht hätte. Nichts von dem fiel ihm ein, und er war

zuletzt fest entschlossen, sich selbst des Glückes zu berauben, mit seiner Familie glücklich zu leben. Sein ganzes Herz, alle seine Wünsche empörten sich gegen diesen Entschluß; allein er sah ihn als die geringste Genugthuung an, die er seiner beleidigten Gattin schuldig wäre. Seine Pflicht siegte; er wollte Marien sein Vermögen schicken, und dann auf ewig Deutschland verlassen. Nur noch einmal wünschte er seine Kinder zu sprechen; dieses Vergnügens konnte er sich unmöglich berauben. Er schlich den andern Tag unabläßig um den Garten her, worin die Kinder spielten. Lange war sein Schleichen vergeblich. Endlich traf er den ältesten Knaben vor dem Garten. Er befragte ihn mit zitternder Stimme um den Weg nach einem nahen Dorfe. Der Knabe kam freundlich heran, und erbot sich, ihn auf den Weg zu führen. Wilhelm ging nun neben seinem Sohne her, und durfte ihm nicht sagen, daß er sein Vater war. Er faßte, er drückte des Knaben Hand, und betrachtete ihn mit einem traurigen Entzücken. Sie kamen an ein kleines Gebüsch, und der Vater bat seinen Sohn, sich hier einen Augenblick mit ihm zu setzen, weil er ermüdet sey.

Man denke sich des unglücklichen Vaters Empfindungen, als er neben seinem Sohne saß, und als das Entzücken über dessen hellen Verstand und schönes Herz die Trauer, daß er ihn verlassen mußte, noch vergrößerte! Es kostete ihm Mühe, sich nicht zu verrathen. Er schloß den Knaben an sein Herz, benetzte ihn mit Thränen, küßte ihn zu wiederholten Malen, riß sich dann aus seinen Armen und eilte

wild davon. Der Knabe ging voll Verwunderung über den seltsamen Mann nach Hause.

Den zweiten Knaben zu sprechen, kostete ihm größere Mühe; auch sprach er ihn nur auf einige Augenblicke. Sein Entschluß, auf ewig zu entfliehen, wankte wieder. „O Gott!“ rief er, „welch ein Glück hab' ich verloren! Doch ich hab' es verloren, und will es verloren haben!“ Er schwor sich zu, sich nicht zu verrathen.

Nun wollte er noch seine Tochter sprechen. Er bemerkte, daß Luise (so hieß das Kind) immer nur in der Gartenthüre stand, und ihre Mutter nie verließ; so wollte er sie denn bloß umarmen, dann zu Pferde steigen und abreisen. Schon fertig zur Reise angekleidet, ging er um den Garten her, sah durch die Hecke, und bemerkte, daß Luise allein war. Gib mir doch eine Rose, Luise! rief er durch die Hecke. Sie erwiederte: Sogleich! brach eine Rose ab, und kam durch die Gartenthür gehüpft. Die Kleine erschrak, als sie einen Fremden sah; indeß sie brachte die Rose näher. „Gibst du mir denn die Rose gern, mein Kind?“ fragte der Vater. — Gern! antwortete die Kleine. So hob das Gespräch zwischen Vater und Tochter an. Er fragte nach Marien, und die Kleine erzählte was sie wußte, mit einer naiven Unschuld, die ihn entzückte. „Hast du denn keinen Vater mehr, mein Kind?“

O ja, ich habe noch einen Vater, antwortete das Kind bedenklich. Ach, er ist weit, weit von hier! sehr weit!

„Und kommt er denn nicht endlich wieder?“

Ach, wenn er das wollte, so würde meine gute Mutter aufhören zu weinen.

„Zu weinen? Wie, Luise? deine Mutter weint um deinen Vater? Sie ist ja so glücklich, so vergnügt!"

Ja, wenn der Großvater da ist; aber wenn sie allein ist, so . . .

„Wer hat dir denn das gesagt?"

Gesagt? Ich kann es alle Abende sehen, wenn ich noch wach bin; da setzt sich die Mutter, sobald alles schläft, an den Tisch in der Kammer, und weint um den Vater, und betet, daß er doch bald wiederkommen soll. Die Mutter sagt, sie will ihm gern vergeben.

„O Gott! o Gott!" rief Wilhelm jetzt laut und fürchterlich auf: „o, ich Unseligster unter den Menschen!" — Er umfaßte Luisen, hob sie mit wilder Heftigkeit in die Höhe, und drückte sie an seine Brust. „Mir vergeben?" rief er. Das Kind schrie vor Angst, als es die rollenden Augen des Fremden sah. In dem Augenblicke, da er Luisen wieder auf den Boden gesetzt hatte, flog Marie, die ihr Geschrei hörte, durch die Gartenthür, und stand vor ihm. Wilhelm warf einen Blick auf sie, und sank mit dem lauten, hervorgepreßten, ängstlichen Ausruf: „Marie!" seinem Weibe zu Füßen. Marie blickte, starrte, wurde bleich, bebte und sank mit dem Ausruf: „Wilhelm!" zu ihrem Manne nieder.

Die kleine Luise schrie; nun kamen die Söhne, nun kam der Großvater. Marie lag bleich in den Armen eines Fremden, der sie mit Thrä-

nen benetzte, verzweifeln wollte, ohne Worte, ohne Farbe daſtand, und endlich ausrief: O mein Weib! o meine Marie!

„Der Vater!“ rufen die Kinder, und klammern ſich an den Vater. Mein Sohn! ſeufzt der Greis, ſchwankt ihm näher, und hält ſich an ihm.

„Wilhelm, mein Wilhelm!“ ſagt Marie, und ſinkt auf's Neue in halber Ohnmacht an ihres Mannes Herz. Die Kinder jauchzen: Der Vater! der Vater! Der Greis ſucht mit ſeinen blaſſen Lippen des Sohnes Mund. Der Sohn ruft: „O Gott! ſie hat mir vergeben! ſie hat mir vergeben!“

Einige Stunden flogen in ſtummem Entzücken ſchnell dahin. Nun endlich erzählte Wilhelm, oft durch Umarmungen, durch Liebkoſungen von Marien, durch Fragen der Kinder, und durch die Segnungen des Alten unterbrochen, ſeine Geſchichte. „Und du wollteſt mich verlaſſen?“ fragte Marie; „deine Kinder wollteſt du ſprechen und umarmen, deine Marie nicht? O du Unmenſch!“ Und neue Umarmungen beſiegelten die Worte. So ſaßen ſie den ganzen Tag, ſprachen, und umarmten ſich. „Und du haſt mir vergeben, meine treue Marie?“ fragte Wilhelm. Ich habe dir vergeben; aber nie ſollſt du mich wieder verlaſſen, mein Wilhelm! antwortete Marie. — „Und nie wieder ſpielen!“ ſetzte der Alte hinzu.

Wilhelm verſprach es, und hat Wort gehalten.

Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze.

Rouelle d'Agassau, ein sehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern sehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieser führte ihn zu Paris, wo er mit seinem Zögling lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtsinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Rouelle. Seine Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, vollendeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Pariser Welt an: „nur für sich und sein Vergnügen zu leben", und sein feiner Kopf suchte sich dies als das einzig wahre System des menschlichen Lebens zu erweisen. Rouelle war ein Philosoph auf seine Weise. Das Vergnügen ist meine Bestimmung, sagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn. Das war sein System, und er lebte darnach. Die Moral schien ihm eine Grille, die für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine

Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Flusses die Brücke weggerissen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus sehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das schönste Zimmer des Hauses ein. Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu essen. Er erstaunte, da er neben dem Vater das reizendste Mädchen, das er je gesehen hatte, stehen sah. Ihr geistvoller Blick, ihr Gespräch am Tische überzeugten ihn sehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reste seines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünschen stehen zu bleiben, suchte er einen Vorwand, ein paar Tage in dem Hause zu bleiben, den ihm die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, sich mit Susannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte sich gestehen, daß seine gewöhnlichen Netze zu schwach waren, das Herz des Mädchens fest zu halten. Er mußte abreisen, ohne einen Schritt weiter zu seyn, als bei dem ersten Augenblicke, da er sie sah. Das Mädchen redete von Tugend, und redete mit so vielem Ernst davon, daß er ge-

zwungen war, dieſe Tugend für mehr als eine Grimaſſe zu halten. Er hütete ſich, ſeine Grundſätze zu zeigen. Er kam auf ſeiner Rückreiſe wieder. Seine Beſcheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und ſeine Liebenswürdigkeit Suſannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen ſo viele Feſtigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts mit der feinſten Behutſamkeit machte. Alle ſeine Pariſer Künſte reichten bei dieſem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und ſinnlich, und hier ſah er ein Herz, das weder Eitelkeit, noch Wolluſt kannte. Eine Ahnung, daß ſolche Grundſätze möglich wären, wie er ſie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu ſetzen. Vergebens. Die ſchönſten Stunden gingen verloren, die ſo mühſam angelegten Scenen des Alleinſeyns, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er ſich gab, war ſeine Neigung gegen das Mädchen gewachſen. Er fühlte ſich unzertrennlich feſt an ſie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei ſolche Menſchen," rief er ſogar, von ſich ſelbſt überraſcht, „und mein Syſtem iſt dahin!" Das geſchah nun nicht; allein ſeine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Beſſeres, ſie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Suſannens Tugend, mit ihr, ſogar hier auf dem Lande leben, und da überraſchte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen,

Pfui! rief er sich selbst zu bei dem Gedanken. Allein er kam desto öfter wieder, je mehr die Hoffnung sank, Susannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber fast, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantasie zu bestricken und zu entflammen. Er that alles Mögliche, zu seinem Zwecke zu gelangen, und ein paar Male schon hatte er Susannens Mißtrauen erregt; und das gab so zu ernsten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abscheu gegen die Sinnlichkeit sich so mächtig, so wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen eine Susanne lebte, denken sollte. Sein Herz fing an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu widersetzen. Seine Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es war kein anderes Mittel, glücklich zu werden, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Er fühlte jetzt sogar einen geheimen Widerwillen, auf Kosten von Susannens Ruhe selbst glücklich zu werden. Da war doch ein Mensch, dessen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Susannen seine Hand, und da Susanne mit den Thränen des Entzükkens, mit hochklopfender Brust in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der bessern Menschlichkeit, er fühlte Achtung für sich selbst, und er sagte, wie er allein war: „Nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht ganz Grille!"

Susanne wurde Rouellens Weib. Auf

ihre Bitten ging er mit ihr auf seine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, der Anblick der Tugenden seiner Frau, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth rissen mächtig an seinem Systeme. Mächtige Zweifel dagegen stiegen in seiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an seine Brust und rief: „Nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens, die Tugend ist keine Grille!" — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris gewesen. Eine reizende Operntänzerin hatte seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurück. Er reiste wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie sonst gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Frau untreu, und er suchte sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte seine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen sie; und diese Achtung wurde ihm eine bittere Last, denn sie machte ihm in dem Genusse seiner Freuden geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menschen sind sich alle gleich, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte sie die Rolle spielen, die sie spielte. Ihr Wunsch war Rang, Titel, Reichthum; meiner ist Vergnügen! — Sein System kam in die alten Rechte wieder,

und er zwang sich, die Achtung gegen seine Frau fallen zu lassen, und blieb in Paris. Seine Frau schrieb ihm; er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie sah seine Ausschweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der ersten Jahre wieder herzustellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht versagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen sie. Um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr Grundsätze, die er nicht einmal so böse hatte.

Susanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hause. Man gab ihm einen Brief von seiner Frau. Er las ihn. „Ich verlasse Sie, mein Herr, schrieb sie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweise finden, die Sie gebrauchen können, um unsere Ehe, die Sie so unglücklich machte, auch gesetzlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngsten habe ich Ihnen lassen müssen. Sollte er von seiner Krankheit wieder hergestellt werden, so beschwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundsätzen zu bewahren. Es gibt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu setzen, worin

sein Großvater und ich Unglückliche so glücklich waren. Dieses Kind soll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es seine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt; er soll sie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie spotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Sohnes auf den Knieen liegen sehen, hören, wie ich Sie beschwöre, des Herzens dieses Kindes zu schonen, o, Sie würden wenigstens des Mutterherzens und meiner Angst nicht spotten! Leben Sie wohl!"

Rouelle las. Sein Auge verfinsterte sich doch. Sein Wunsch war erfüllt, aber zugleich war seine Brust voll Unruhe. Er liebte seinen Sohn, er schätzte Susannen doch so sehr, daß sie keine Noth leiden sollte. Er leitete seine Unruhe von seinem Edelmuthe ab, und sie war nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit seiner Frau ein junger Mann Paris verlassen habe, ein Mann, der Susannen geschätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, seine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wir's! rief er: die Heuchlerin! Er forschte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers seiner Frau, und diese Nachforschungen bewiesen ihm, daß er seiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forschte er dem Aufenthalte seiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verschwunden, und nach einem Jahre von ewigen Zerstreuungen war Susanne und sein Sohn vergessen.

Jetzt nun, frei von der lästigen Kette des Ehe-

standes, machte er einen festen Plan seines Lebens. Er machte sein Haus zum Aufenthalte aller Freuden der groben und feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um sich sein Glück zu sichern, und die größte Ordnung herrschte in seinem Hause. Er stürzte sich nicht in den verzehrenden Strudel der sinnlosesten Ausschweifungen. Er genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand. Er verhüllte den Plan seines Lebens, wie die Ausführung desselben. Er wurde das Muster der jungen Männer, die Gesellschaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchsten Grade diskret. Kein Wort, keine Anspielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinste Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit seine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften diese fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunsch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte kosten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterstützte das Verdienst, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menschen lebte; und er lebte nur allein für sich und seinen Genuß. Diese Kunst, diese Feinheit, mit der er lebte, beschäftigte zugleich seinen Verstand. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und den Menschen anzustellen; er befestigte sich in seinem Systeme der Selbstsucht, des höchsten Egoismus immer mehr. Sein Geschmack

bewahrte ihn schon vor groben Niederträchtigkeiten, seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, sagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloser Mensch seyn, und um tugendhaft zu seyn, ohne seinen Vortheil im Spiel zu sehen, muß man ein grillenfängerischer Dummkopf seyn! Ich bin Beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das ist nur das, was ein gescheuter Mensch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; gut! es ist nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menschen in den Grenzen der Mäßigung gegen Andere hält, daß er das Glück und das Wohlseyn Anderer beiläufig mit befördert, wenn er für sein eigenes Wohlseyn arbeitet. Das waren seine Grundsätze.

Und in diesen Grundsätzen erzog er seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Gesellschaft fordert, er bildete seinen Verstand, ja, er lehrte ihn sogar entbehren; denn er selbst hatte doch einige Male die Erfahrung machen müssen, daß nicht alle seine Wünsche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, sagte er; die Befriedigung unserer Wünsche ist zwar Glück; allein die Befriedigung mancher Wünsche ist so gefährlich in ihren Folgen, daß der Mensch, den die Natur so beschränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu seyn. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der

Stolz seines Vaters, und er hing mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun seit der Trennung von Susannen verflossen. Rouelle war noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann. Selbst sein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mäßigung über sein Wesen verbreitet. Wenige Sorgen hatten sein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Er war ein schöner Mann von achtundvierzig Jahren. Er fand sich höchst glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menschen, die ihn kannten, erheiterte sein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbesonnenheiten, die sein Vater zu einem Schatze von seiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege seines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie sein älterer Freund, der nur durch seine größere Erfahrung das Ansehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte sich nicht in des Sohnes Vertrauen, so wenig wie er sein Vertrauen ganz vollkommen seinem Sohne schenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater wie das Ideal der feinsten Klugheit und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gasse in Paris. Eine Thür öffnet sich. Ein Frauenzimmer, schön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hause hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische

Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, die hohe, volle Gestalt macht den feinen Epikuräer aufmerksam. Er läßt seinen Stock fallen, um sich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den gröbern Lärm, bis wieder zu ihrem Hause. Er gibt seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, der alte Vertraute seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. Das junge, schöne Frauenzimmer war die Frau eines Malers. Die Umstände dieser Familie schienen nicht die besten zu seyn; sie lebten höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, sein Name war Marton. Er setzte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was sein Herr mit dem Worte „Dummkopf!" beantwortete. Die einzige Bekanntschaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, die dem jungen Maler seine erste Arbeit verschafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereien verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam sehr selten hieher. Rouelle sah sie dennoch einmal hier, und seine Begierde wurde noch stechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Maler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft

mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Maler hatte einen Saal auszumalen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunst war ihr Gespräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künstlers. Rouelle verschaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Gespräche über Kunstgeschmack, über den Geschmack der Pariser, waren so belehrend, daß Marton sich freuete, die Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht zu haben. Der Maler bat ihn, ihn zu besuchen. Rouelle that es. Und nun erstaunte er nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, sondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeschreiblichen Innigkeit liebte. Die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle saß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; sie sah ihn sogar gern, sie bezeichnete ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum ersten Male nicht, wie er es angreifen sollte, seinen Wunsch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sey, anders zu fühlen und zu denken, als er fuhlte und dachte. Es fehlte ihnen allen Beiden an aller Welt- und Menschenkenntniß, das sah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersetzten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends fest zu halten.

Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm seine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, und umschlang seine Frau mit froher Zärtlichkeit, ich war ein junger Mensch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh gestorben, meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menschen lernen sollten, nichts als gerecht seyn und unabhängig. Dazu lehrte sie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar als Nebensache; allein sie machen mich, bei den wenigen Bedürfnissen, die ich habe, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich ging nach Lyon, um dort meine Kunst zu vervollkommnen. Ich sollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Flusse hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollsten Stellung da sitzt. Ich sehe die kummervolle Gestalt auf meinem Papiere an, und frage mich selbst: aber

was mag ihm fehlen? Ist es möglich, rief eine Stimme in mir, kannst du einen Unglücklichen zeichnen, statt ihm zu helfen? Ich springe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater. Ihr scheint nicht glücklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm sey. Ich habe eine Frau und Tochter, sagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die stolze Stadt) keinen Bissen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit schamhaftem Erröthen annahm, und sogleich aufstand, um nach Hause zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib ist seit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns desto langsamer verhungern zu lassen. Ach, lieber Herr, setzte er stillstehend, und mich ansehend, hinzu, heute nun wohl; aber morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich faßte in die Tasche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist so wenig, Vater, sagte ich im Mitleid zerschmolzen, aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich schlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand und sagte: daß ich jetzt mit frohzitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, ist Ihr Werk. Er zog meine Hand an

seine Brust, seine Thränen stürzten, und ich riß mich los, und flog die Gasse hinab, denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich seyn? Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hause. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich setzte ihr die Idee, die ich durch die Malerei eines Fächers für meine Wirthin erhalten hatte, wie man Fächer ausmalen sollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorschlag an. Ich fing noch den Abend an, Fächer zu malen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmtesten Romanen. Es war etwas Neues; der Absatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er, das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich, ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entstand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich setzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, sagte ich voll Bewunderung seiner Groß-

muth; ich betrachte mich von jetzt an als Euren Sohn, und sagen Sie selbst, so wendete sich der Maler an Rouelle: sollte nicht jeder Jüngling sich für den Sohn jedes unglücklichen Greises halten? Ich hatte Mühe, diese armen, guten Menschen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war sehr fleißig; ich verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Einen Monat war ich schon mit ihnen bekannt, da sah ich endlich auch zum ersten Male ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm sie zärtlich an seine Brust und sie küßte ihm die Hand, als sähe sie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum ersten Male.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, er entzog sich jeder Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf sich jetzt die Frau an ihres Mannes Brust.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort, da sah ich meine Luise zum ersten Male. Ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an. Ach, mein Herr, sie war so reizend und so gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, sie müsse eine bessere Partie thun können, als mit mir. Ich schwieg. Die Mutter starb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich Luisen zu mir, und behandelte sie

wie meine Schwester. Ich liebte sie unendlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenschaft hatte sich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieses unschätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als diese Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles Andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, diese Liebe ist auch mein Glück.

Rouelle stand hier auf. Seine Sinn war finster. Er drückte dem Maler die Hand und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in drei Tagen ließ er sich nicht sehen. Diese Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keusche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Malers; und er wollte ihm dieses Glück rauben. Er wagte es kaum, jetzt diesen Gedanken zu denken. Er blieb sogar, aus einem Instinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung sich verwischt hatte, will ich ihn denn unglücklich machen? Kann denn nicht Er so gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, schöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu lassen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle Drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die aller-

heftigste Leidenschaft geworden. Ohne einen Entschluß des Verbrechens zu fassen, womit der Mensch fast immer seine Verbrechen zu entschuldigen sucht, setzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ sich von seiner Leidenschaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über seine Tugend, weil er sich hütete, einen Plan zu machen, sie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er suchte die Eitelkeit, die Putzsucht der jungen Frau rege zu machen. Er schenkte ihr auf eine sehr natürliche Weise Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er suchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte sie in die Schauspiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte seine Frau zu sehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so sehr liebte. So fleißig Marton auch war, so reichte sein Verdienst doch nicht hin, alles das anzuschaffen, was seine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weise schaffte Rouelle das Fehlende an; und so erwarb er sich um die junge Frau das erste Verdienst, die es sehr wohl merkte, wie großmüthig Rouelle war.

Je mehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, desto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte also hier häufig die Vergnügungen mit Luisen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er also seinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte sich Rouelle gegeben, seine Frau begleiten. Rouelle war

also jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fing er an, dem unschuldigen Weibe seine Grundsätze in sehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die sie aber doch leichtsinnig machten. Er hatte zwar ihr höchstes Vertrauen, ihre Freundschaft; allein ihr Herz besaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr schönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutsamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte sich nach und nach Scherze und Einfälle, und stieg so unmerklich damit, daß Luise glaubte, er wäre immer so gewesen. Er machte sie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ sie dieselben nie in den abschreckenden Gestalten sehen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Luisen heraus, die sie erlaubte, weil sie zu unschuldig war, und weil sie fühlte, wie sehr sie ihren Mann liebte, weil sie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das sie begehen sollte. Die Arme ging mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der sie verschlingen sollte.

Die schwarze Stunde schlug. Rouelle war mit Luisen an einem schönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landsitze malte, in ein Lustgehölz bei Paris, in einer Gesellschaft von jungen heitern Personen, gefahren. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fing man an zu tanzen. Luise war vor Vergnügen außer sich. Gänzlich zerstreut durch die

vielen Genüsse, durch die tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtsinnige Lustigkeit, die sie ergriffen hatte, bemerkte sie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergessenden Rausche der Freude trank sie einige Gläser Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entbrannt, das verrätherische Getränk brachte sie ausser sich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken vor Freude, von Tanz und von Wein, wurde sie die leichte Beute von Rouellens kühner, unverschämter Wollust. Luise wußte kaum, wo sie war, noch weniger welch ein Verbrechen sie beging. Die schrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, versank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das Einzige, was sie sagte, war, sie wollte nach Hause. Sie stürzte ängstlich in den Wagen; sie sah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hing wie gefühllos in seinen Armen, gefühllos ging sie an seiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, sie warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Decke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihn starr an, und als ob sie ihn erst jetzt erkennte, schauderte sie zusammen. Sie rief die Magd

laut. Diese kam. Ich bin krank, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd sah Rouellen an. Ein Schrecken, sagte Rouelle der Magd: die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luise sagte nichts dazu, und Rouelle verließ sie, unter der frohen Hoffnung, daß Luise nun das gewisse Opfer seiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luisen in dem vollen Gefühle, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, die Reste eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuschaffen, oder sie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen fest zu halten. Er fand Luisen bleich, höchst entstellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; sie verhüllte sich in ihre Decke, so oft er anfing zu reden. Alle seine Vorstellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luise so laut an zu schreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luisen zu wirken, und dieser Muth stützte sich auf eine Nachricht der Magd. Luise hatte nämlich dieser erzählt, daß der Wagen umgeschlagen sey. Rouelle sah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luise, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß sie nicht Willens sey, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luise wirklich nicht; sie war entschlossen, zu schweigen. Aber zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerstörender Haß gegen Rouellen entstanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit ihm, sein Benehmen

gegen sie und gegen ihren Mann, und sie fand, daß ihre Verführung der Plan des Bösewichts gewesen war. Sie liebte ihren Mann unaussprechlich; sie hielt eine Untreue gegen ihn für das entsetzlichste Verbrechen, das sie begehen konnte; sie wußte, daß ihr Mann eben so darüber dachte, und nun hatte sie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, diesen edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen jede Freude versagte, den hatte sie verrathen! Diese unsäglich schreckliche Vorstellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Wesen mit einem schwarzen, unendlichen, zerstörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Aussöhnung mit ihrem Manne nahm und sie als Beute einer stillen, verschlossenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungslosigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und doch wollte sie ihm ihre Schande verschweigen, und so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man gehalt hatte, nicht; sie that vielmehr vorsätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abscheu. Wenn sie ihn ansah, so geschah es mit tödtenden haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden, so,

rde ihr Zorn so heftig, daß sie ein Messer er=
iff, und nach ihm stach. Er sprang erschrocken
rück; zum ersten Male stieg nun der Zweifel
i ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines
ieges entgehen könnten. Was soll ich thun,
uise, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen.
Paris verlassen," antwortete sie heftig. Dann
altete sie die Hände und wiederholte noch ein=
nal flehentlich: „Paris verlassen." Er stand
inster und unentschlossen da. Die Wärterin
kam wieder. Er nahm seinen Hut und kün=
digte Luisen an, daß Geschäfte ihn zwängen,
eine Reise zu machen. Er bat sie, ihn ihrem
Mann zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den
er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß sie
schwieg. Er ging, und noch verließ ihn die
Hoffnung nicht, daß Luisens Unruhe vorüber
gehen würde. Er war sicher, sie würde ihrem
Mann alles verschweigen und dann, wenn sie
wieder ruhig wäre, wäre sie auch in seiner Ge=
walt. Er gab einem Bedienten den Auftrag,
sich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zustande
der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück.
Vor diesem schrecklichen Augenblicke hatte Luise
gezittert, auf ihn hatte sie sich mit einer An=
strengung vorbereitet, als ob dieser Augenblick
über ihr Leben entscheiden würde. Wie Mar=
ton ins Zimmer trat, sein Weib sah, und mit
dem lautesten Schreckensgeschrei auf ihr Bette
sank, sie in seine Arme nahm, sie mit Thränen
benetzte, ihr die zärtlichsten Beweise seiner un=
endlichen Liebe gab; so war doch dieser Auftritt zu

ſtark für ſie: ſie ſank mit einem Zetergeſchrei in ſeinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luiſe kam wieder zu ſich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß ſeine Frau umgeworfen ſey, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luiſe beſtätigte dieſe Erzählung nur durch Blicke und Geberden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luiſens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantaſie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luiſe ſelbſt behauptete, daß ſie ſich beſſere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luiſens Hände küßte, wo er ihr auf das Allerzärtlichſte liebkoſte, und die Luiſen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luiſe wurde bleich. Die Wärterin ſagte, er habe vorgeſtern Abſchied genommen, um eine Reiſe zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luiſen viel beſucht habe; jedes Wort, das er zu ſeinem Lobe ſagte, drang ſchmerzhaft in Luiſens Herz.

Luiſe erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt ſelbſt geſtand, daß Ruhe allein die Kranke herſtellen könnte. Marton wurde auf die Verſicherungen Luiſens, daß ſie ſich beſſer fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er ſah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luiſe immer bleicher, immer hagerer wurde. Je ſchwächer ſie ſich fühlte, deſto heiterer wurde ſie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, ſeine Liebkoſungen waren ihr das drückendſte Elend, das ſie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Ge-

walt, die sie sich mit jeder Minute — denn ihr Mann verließ sie höchst selten — anthun mußte, heiter zu scheinen, zerstörte noch jeden Keim des Lebens. Sie sank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohnes nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, seine Frau zuweilen zu verlassen, um zu arbeiten, immer mehr, und so bedurfte er der Gesellschaft seiner Mutter für Luisen. Die Mutter merkte Luisens Gefahr; allein sie verschwieg sie ihrem Sohn, auf das allerinnigste Bitten Luisens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald seine geliebte Luise wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gasse. Lieber Favart, rief er, und flog in des bestürzten Rouellens Arme, sind Sie endlich wieder zurück? Rouelle sah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit seiner Freundschaftsbezeugungen, daß er nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Luisen, und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig; allein jetzt gibt's sich doch etwas. Ich hoffe, sie bald wieder ganz hergestellt zu sehen. O, sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luise sich besserte. Die Mutter und die Kranke selbst verbreiteten geflissentlich die Nachricht im Hause, wo sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft gegen das reizende Weib. Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen, hatte Marton gesagt. Er mußte das glauben, und er versprach, Marton den dritten Tag zu besuchen.

Er wollte Luiſen Zeit laſſen, ſich mit der Vorſtellung zu befreunden, ihn wieder zu ſehen. Er war ſeiner Sache höchſt gewiß: Luiſe hatte ihrem Mann ihre Untreue verſchwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Geſellſchaft kam, ſo mußte ſie ja einſehen, daß ihr theures Geheimniß in ſeiner Gewalt ſtand. Sie mußte ſich ergeben, und wie leicht war es dann nicht, Luiſen zu überzeugen, daß ſie eine kleine Thörin geweſen wäre, ſich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und ſein Genius führte ihn ſeiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hauſe; er ging fröhlich an Luiſens Bett, fröhlich ſagte er ihr: Uebermorgen beſucht dich dein lieber Favart! Dieſe ſchreckliche Nachricht traf Luiſen zu ſchnell. Sie ſank aufſchreiend hinten über auf ihr Kiſſen. Uebermorgen! rief ſie ſchrecklich. Alle ihre Pulſe flogen, ihre Farbe wechſelte. Sie war außer ſich. Marton hielt dies für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er ſuchte ſie zu beruhigen, und ſie ſchien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeitete jede Leidenſchaft fort. Nein, ſie wollte durchaus den Böſewicht nicht ſehen. Sie ſuchte vergebens nach einem Mittel, dieſem verhaßten ſchrecklichen Beſuche auszuweichen. Sie legte ſich nieder, als ob ſie ſchlafen wollte; allein ſie wollte nichts, als darüber nachdenken, ſich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, ſo ſehr ſie ſich auch anſtrengte. Ihre Angſt nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen ſeines bitterſten Feindes ſehen zu ſollen, marterte ſie,

stürzte sie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das Einzige konnte sie nicht Diese verschiedenen Vorstellungen, denen sie mit aller Wärme ihrer Phantasie nachhing, ließen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesetzt, um sie nicht zu stören. Sie sah ihn an, sie bemerkte, daß er die Augen trocknete, sie sah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn versetzt hatte. Marton stand auf, sie stellte sich festschlafend, und doch lauschte sie unmerklich nach ihm hin. Er näherte sich ihrem Bette, er betrachtete sie mit trostloser Zärtlichkeit. Auf einmal knieete er an dem Bette nieder; sie hörte, wie er leise für das Leben seiner treuen, seiner tugendhaften Luise betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum ersten Male, daß sie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müssen. Diese neue Vorstellung ergriff sie mit einer großen Gewalt. Marton hatte sich wieder an den Kamin gesetzt. Nein, sie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufstehen, und sich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob sich empor, sie stieg leise aus dem Bette, sie wollte sich ihm nähern. Sie war zu schwach, sich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Brust auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob sie mit Angst auf, und trug sie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu schwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geschrei,

das Marton bei dieser Nachricht erhob, verkündigte auch Luisen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie sammelte alle ihre Kräfte, sie hieß alle Menschen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte sie nun diesem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm seine sterbende Frau in seine Arme, und versicherte ihr ihre Unschuld; er vergab ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände dieses Bösewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und diese Versöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luisens Leben. Noch einen Tag lebte sie in den Armen ihres versöhnten Mannes; einen Tag noch war sie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig. Marton versank in Schmerz. Er saß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte Alles vergessen, selbst den Mörder seiner Luise. Er hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte. Er hielt nur den starren Blick auf Luisens bleichem Gesichte fest. Die Mutter mußte ihn allein lassen, um Anstalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete sich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton sah ihn, erkannte ihn, sprang auf, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blassen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luisens. Rouelle schrie vor Entsetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und

Martons Mutter stürzte bei diesem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief sie ihrem Sohne zu, und umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, Unglücklicher, er ist dein Vater! Rouelle erkannte seine verstoßene Frau, sah seinen unglücklichen Sohn, seine ermordete Tochter; er bebte, er schwankte, und wimmernd sank er zu Boden.

Bleich und starr mit emporsträubenden Haaren stand der Sohn. Das Wort „Vater" kam langsam aus den bleichen Lippen hervor. Er sah seine Mutter starr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Luisens war, stand erstaunt und unentschlossen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das ist dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und zeigte auf Rouellen, der das bleiche Gesicht verbarg. Ja, es ist dein Vater! Aber so sag' mir — fragte die Mutter ... Mein Vater! wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und nun schwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängstlich. Sie fühlte, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen war. Sie wendete sich ängstlich an Rouellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, mein Herr." — Sie faßte seine Hand. Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand

auf den Leichnam und sagte zitternd: „Ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufschreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entsetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als stürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er sprang auf, er schwankte durch die Finsterniß, die seine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!“ rief er, und so stürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hause. Sein Diener, der ihm befolgt war, schleppte ihn in sein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtseyn der äußern Gegenstände.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf seinem Lager. Er erhielt seine Gesundheit, nicht aber seine Heiterkeit wieder. Sein erster Gang war nach dem Hause, wo sein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur seine Frau sprechen, um ihr einen Theil seines Vermögens für seinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht sehen. Er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater“ nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch nehmen konnte, schützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luisens Begräbniß, Paris verlassen, und Niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Er forschte mit großer Anstrengung nach ihrem Aufenthalte; allein sie blieben verschwunden.

Die ersten Monate ging Rouelle wie in einem schrecklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß seine Wollust seinen Sohn unglücklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für sein Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luisens Tode Schuld sey. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm doch so höchst unwahrscheinlich. Er verfolgte diese Vorstellung mit allem Eifer, sein Verstand fand darin Entschuldigungsgründe; allein sein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte sich seiner so ganz bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal zu seinem System seine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! Ist denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; ist es meine Schuld, daß das seltsame Vorurtheil einer fleckenlosen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war, und selbst, wenn ich's auch gewußt hätte — diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob sich in seinem Innern etwas widersetzte.

So philosophirte er tausendmal; allein er konnte diese Unruhe nicht aus seinem Gemüthe wegphilosophiren. Er fand keinen Trost in seinem System; es vermehrte vielmehr seine Un-

ruhe noch. Sogar wenn er sich dieser Unruhe hingab, wenn er sie als eine Besserung seiner Handlung betrachtete, ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen ansah, so beruhigte ihn das alles mehr, als die Entschuldigung seiner Handlung durch sein System. Hier hoben sich die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsätze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab sich alle Mühe, es fest zu halten, aber sein Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, schlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen sich selbst bald, und bald gegen sein System. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild seines unglücklichen Sohnes stand immerwährend vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an seine Tugenden nicht versagen konnte, in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, um sich seines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas ist. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens seines zweiten Sohnes, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und in dem Gefühle seiner Unruhe über seine Begebenheit mit Luisen ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugenden fordern müsse.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach seines Vaters System: er lebte seinem Vergnügen. Er besaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anstand, er lebte mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu ha-

ben. Der Sohn war gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen immer fröhlich und sogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luisen aber war Rouelle ernst geworden. In dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Mensch hatte, machte den Vater ängstlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeister und den Tadler zu spielen, er forschte des jungen Menschen Gängen nach. Er war nicht mehr so mit Allem zufrieden, wie sonst, er war sogar nicht mehr so freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß sein Vermögen zur Hälfte seinem älteren Sohne gehörte.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, fing an, weniger seine Gesellschaft zu suchen. Je ernster der Vater wurde, desto kälter wurde der Sohn, desto seltner sahen sie sich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohnes Entschuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die Anfangs in den Grenzen des Anstandes blieben. Der Sohn verbarg seine Gänge, versteckte seine Plane; der aufmerksamere und besorgtere Vater entdeckte sie. Es kam zu bedeutenderen Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft von seinem Sohne, und der Sohn gab sie dem Vater auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen," sagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was Sie mich selbst

lehrten. Daß Sie jetzt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gestehe es zu, daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; die Ursache kann Ihnen, der Sie so scharf zu sehen und so billig zu urtheilen gewohnt sind, nicht entgangen seyn. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern sollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm ist; allein ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte? Wie oft sagten Sie, mein Vater, daß die Menschen sich darum das Leben so sauer machen, weil sie nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich ist. Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.

„Wie? Diese Kälte, diese erstarrende Kälte? Daß Du mein Sohn heißest, das fällt Dir also nicht ein?"

„Ich mußte einen Vater haben," antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich seyn sollte. Das ist Alles! Wie oft haben Sie das selbst gesagt, daß diese zufälligen Verbindungen der Menschen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unser Vergnügen unsere Bestimmung ist. —"

Der Vater seufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, den vorigen Ton gegen seinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn sonderte sich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe seines Sohnes bei dem Gedanken, daß er seinen ältesten so unglücklich gemacht hatte, so sehr bedurfte, sah sich, durch sein System, der Liebe seines Sohns

beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieses selbstsüchtigen Systems fühlen zu lassen, schränkte er ihn nur in Absicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwischen Beiden, in Zorn vom Vater und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die seinem Sohn fehlten, fingen an dem verlassenen Vater jetzt sehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen bessern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich seine Tugenden machen! Da sah er ein, daß Eltern und Kindern wenigstens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Die Begebenheiten waren in das erste Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigsten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in Geschäften, wozu sein feiner Kopf und seine Besonnenheit sehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Partei siegen würde, seinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünschen an dem Wohl der Royalisten Antheil. Er verließ sie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine so natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgersinn des jungen Rouelle zweifelte, so sehr man auch seinen Vater, wegen seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, im Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geschäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouellen ausgesagt, und

seine Aussage durch schriftliche Befehle Rouellens bestätigt. Dieser erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend seinen Sohn holen. Ich bin verrathen, sagte er ihm zitternd, man sucht mich überall. Was Du an Gelde und Kostbarkeiten zusammenbringen kannst, das bringe zusammen. Wir müssen Frankreich verlassen.

Der junge Rouelle betrachtete seinen Vater verlegen. Ich bedauere Ihr Unglück, mein Vater, hob er stockend an; allein die Maßregel, die Sie dagegen ergreifen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind im Verdacht, nicht ich. Reisen Sie; wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht nützlicher seyn, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinst Du, man wird Deiner schonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn, Du?

Und warum nicht? Unser Vermögen wird gerettet. Stoßen Sie sich nicht an diese Kleinigkeit, an dieses Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater schüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es so für das Beste. Der Vater mußte sich ergeben. Sie nahmen Abschied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouellens bei seinem Freunde wurde diesem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rouelle am Abend zu seinem Hause. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf seinen Sohn allein. „Hier bin ich," sagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geschick erwarten."

Finster runzelte der Sohn die Stirn zusammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich sicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hob der Sohn wieder an: Wissen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wissen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber verlangen Sie denn, sagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in diese Gefahr geben soll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen sehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Haussuchungen dauern jetzt beständig fort. Nein, bei Gott, hier sind Sie am wenigsten sicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieser Kälte des Sohns überwältigt, das seh' ich, Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesetzt, Du würdest — O Gott, sagte er

jetzt milder, was klag' ich? Mußte er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblicke wurde an der Thür geschellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, schnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn starr und gräßlich an. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, um sich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbstsucht hatte des Vaters Wesen zerschmettert. Der Nationalgarde warf einen forschenden Blick auf den alten Rouelle, sagte bewegt: O, das ist er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Sie sind hier nicht sicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigsten Betrübniß: Das war mein Sohn! — Ich war sein Vater! —

In einer Vorstadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! sagte er mit einer bewegten Stimme. Jetzt erst merkte Rouelle auf die äußern Gegenstände wieder. Wohin führst du mich, mein Freund? fragte er, wer bist du? Ohne zu antworten, zog ihn der Mensch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verschlag, dessen Eingang mit Stroh verdeckt war. Durch eine Oeffnung im

Dache fiel so viel Licht, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, was für ihn bestimmt war.

Wollen Sie sich niederlegen? sagte der Garde leise: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. Er setzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verschlag. Er bedeckte die Thüre mit Stroh, und schlich hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich den allerquälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohnes. Ach, er konnte es sich nicht läugnen, er selbst war durch seine Erziehung Schuld an diesem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hause, eine Menge Stimmen, die sich hören ließen, unterbrachen diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch sage, hob eine Stimme an, hier ist Alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton schmetterte ihn wie ein verzehrender Blitz nieder. O rächender Gott! seufzte er, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Nun wurde Alles still im Hause, auf der Gasse, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grausamste Rachengel hielt diese Nacht sein Schwert über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein System war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend stand in der Gestalt bald der ermordeten Luise, bald in der Gestalt sei-

ner verstoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war sein Retter. Unglücklicher Vater! und vor dem Angesichte des beleidigten Sohnes sollte er morgen erscheinen. Er bebte vor dieser Vorstellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfolgte. Er sprang auf, um Luft bei dieser entsetzlichen Angst zu schöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht sehen.

Mit dem ersten Strahle des Morgens fing er an, seine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlassen, wo ihm der furchtbare Anblick seines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht sogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geräusch. Er hörte Jemanden gehen. Entsetzlich! Er riß die Thür auf, und sprang auf die Gasse. In dem Augenblick sprang Jemand hinter ihm her. Es war sein Sohn. Er umfaßte den schwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte seine Stimme. Ohnmächtig sank er in seines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, seine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erste Wort, was er hörte, was er aus den Lippen seines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtsam das Auge auf ihn. Er sah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen sein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er schluchzte laut, O mein Vater!

wiederholte der Sohn, und drückte seine Lippen auf seine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts sagen. Er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich bitte Dich, mein Sohn, geh, sagte die weinende Mutter, Du bist zu bewegt. Er ging. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle sie, hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang seiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam; und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Brust sank, da drang die sanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünschte sterben zu können für seinen Sohn. Ihre Thränen mischten sich, und des Vaters Verbrechen waren vergessen.

Welche rührenden Augenblicke, da seine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod seiner Luise geworden sey, wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen, wie er mitten in den Schmerzen gesonnen habe, ihn zu entschuldigen! Es war Dein Sohn, Rouelle; wie konnte er Dich hassen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reste meines Vermögens und von unserer Hände Arbeit, ärmlich, bescheiden. — Ach, rief der Vater! die Grausamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifelt Ihr, daß ich, — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an Deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die schreckliche Begebenheit Dich und Deine Grundsätze erschüttert hatte; aber

Dein Sohn, er wollte Dir den Anblick des Menschen ersparen, den Du so unglücklich gemacht hattest. Endlich erfuhren wir durch die öffentlichen Blätter Deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen Dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für Dich. Er entschloß sich, Dich zu retten. Er glaubte, Du würdest in Deinem Hause, bei Deinem Sohne verborgen leben. Rouelle seufzte. Die Mutter fuhr fort: Er hielt diesen Aufenthalt nicht für sicher genug. Er überwand seine Bedenklichkeiten, sich vor Dir sehen zu lassen. Er ging einen Abend, um Dich abzuholen, und, Gott sey Dank! er hatte das Glück, Dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes. Die Arbeit desselben ernährte ihn. Hier erst lernte Rouelle empfinden, welch ein Glück es ist, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchste Wonne des Menschen ist, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glücklich fühlte er sich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um seinem Sohne und seiner Frau eine Stunde Arbeit zu ersparen! Hier erst lernte er, daß die Tugend das Glück, die Bestimmung des Menschen sey, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerte der Rache. Rouelle kam, auf die Versicherungen einiger bedeutender Männer, daß er sicher seyn würde, wieder zum Vorschein. Sein Prozeß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris gewesen war, und so sollte er sein Vermögen wieder in Besitz nehmen. Sein

zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sey. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das sind die Folgen meiner Grundsätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er sank an den Busen seines edlen Sohnes. Der Prozeß war bald entschieden. Rouelle erhielt sein Vermögen. Er sah seinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte seines Vermögens. O Unglücklicher, sagte er, ihn an seine Brust drükkend, könnte ich Dir die abscheulichen Grundsätze nehmen die ich Dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm seyn!

Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia segeln wollte. Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich erhob sich ein heftiger Sturm. Er dauerte zwei Tage und zwei Nächte, mit so vieler Heftigkeit, daß er die Masten zerbrach, die Segel und Ankerseile zerriß, und das Schiff bald hoch in die Luft hob, bald wieder in den tiefsten Abgrund des Meeres herabstürzte. Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, wo die Wellen ein Stück nach dem andern losrissen. Die Einwohner

eines Dorfes, welches nicht weit von der Küste lag, sahen dies, und wollten gern die Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, retten; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebenzig Jahren. Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, kehrte nach der Küste zurück, und ruft überall: Menschen, laßt uns Menschen retten! — Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins Meer, schwimmt durch die Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Unglücklichen zu, Muth zu fassen. Zwei von euch, sagt er, werfen sich herab ins Meer, und halten sich am Schweife meines Pferdes an! Gott wird uns hinüber helfen; dann komme ich wieder, und hole noch mehrere. Eiligst hangen zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch. Kaum hat er sie glücklich an's Ufer gebracht, so stürzt er sich von Neuem ins Meer, nimmt abermals zwei Leute vom Schiffe, bringt sie an's Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er vierzehn Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beten ihn so zu sagen an, und seine Anverwandte, seine Freunde beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von Neuem auszusetzen. Aber nichts hält ihn auf. Woltemade sieht und hört nur die Unglücklichen, die noch seiner Hülfe bedürfen, und schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und bittet dort wiederum wie zuvor. Unglücklicher Weise stürzt, seinem Verbote zuwider, sich noch ein Dritter herab, ergreift im Fallen den Zügel des

schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund des Meeres hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — o Jammer! auch den edelmüthigen Woltemade.

Jakob I., König von England, ward eines Tages mitten in London durch die Gerichtshäscher in seiner Kutsche angehalten; seine Wache wollte auf dieses Gesindel losgehen, allein der König hinderte sie daran, und als er nach der Ursache seiner Verhaftnehmung gefragt, vernahm er, daß es auf Ansuchen des Hofsattlers geschehen, welchem er seit einigen Monaten funfzig Pfund Sterling schuldig wäre. Der König ließ ihn den Augenblick bezahlen, und sagte diese merkwürdigen Worte: Nichts ist billiger, als daß derjenige, der Gesetze gibt, sie auch beobachte, denn dieses gibt ihnen ihre Kraft.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Biographische Skizze..... 5

Die Versöhnung..... 7

Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze 51

Woltemade..... 93